

Nr. 864

Demeters Flucht

von H. G. FRANCIS

Exposé-Redaktion:

K. H. Scheer und William Voltz

In den ersten Monaten des Jahres 3586 ist in BARDIOCs Machtbereich die Entscheidung bereits gefallen. Perry Rhodans Gegenraum hat bewirkt, daß die mächtige Superintelligenz, die die Geschicke ganzer Galaxien bestimmte, zu Bardioc geworden ist, einem bloßen Gehirn, das vor den Nachstellungen BULLOCs geschützt werden muß, wenn es nicht umkommen soll.

Perry Rhodan nimmt sich auch prompt BardioCs an. Er veranlaßt den Transport des Gehirns mit der SOL zur Kaiserin von Therm.

Doch zurück in galaktische Bereiche! Hier ist die Umsiedlung des Gros der Menschheit, d. h. die Rückführung der Milliarden Gäaner zur Erde, die längst wieder ihren angestammten Platz im Solsystem eingenommen hat, fast zur Gänze durchgeführt worden.

Anders sieht es jedoch mit den Nachkommen der Menschen aus, die seinerzeit verschleppt oder versprengt wurden, oder die vor den Nachstellungen der Laren und der Überschwern flüchteten. Ihre Rückkehr geht nur unter großen Schwierigkeiten vor sich und ist längst noch nicht abgeschlossen.

Dennoch wird die Erde von Tag zu Tag mehr bevölkert. Ein neues Mitglied dieser Bevölkerung allerdings braucht nicht eigens erst anzureisen, denn es befindet sich bereits seit Jahrtausenden auf Terra.

Wir meinen Demeter, die schlafende Göttin, für die sich Boyt Margor, der machthungrige Mutant, ungemein interessiert. Er greift auf Kreta ein, doch die Außerirdische entzieht sich ihm - und es kommt zu DEMETERS FLUCHT...

Demeter – die Göttin flieht.

Boyt Margor – Demeters Erwecker.

Julian Tiffior – Der Erste Terraner schöpft verdacht.

Payne Hamiller – Boyt Margors Marionette.

Bran Howatzer, Dun Vapido und Eawy ter Gedan – Die Mutanten von Gää in Schwierigkeiten.

1.

Mit heulenden Sirenen jagten zehn Polizeigleiter heran.

Bran Howatzer, Dun Vapido und Eawy ter Gedan blieben ruhig stehen, wo sie waren. Sie hatten kein schlechtes Gewissen. Sie blickten zu der Halle hinüber, in der der brennende Schrein der Demeter stand. Flammen schlugen aus den zerplatzten Fenstern der Halle.

Die Regenwolken hatten sich verzogen, und der von Dun Vapido erzeugte Orkan war abgeflaut.

Die Gleiter landeten Uniformierte Polizisten sprangen heraus und stürmten auf die drei Mutanten zu. Diese begriffen erst, als sie in die flimmernden Abstrahlungsfelder der Energiestrahler blickten. Automatisch hoben sie die Hände.

Die Polizisten nahmen keine Rücksicht. Sie warfen die beiden Männer und das Mädchen zu Boden und fesselten sie mit mitgeführten Stahlbändern.

„Was, zum Teufel, soll das?“ brüllte Bran Howatzer keuchend. „Glaubt ihr Narren, daß wir etwas mit dem Feuer zu tun haben? Glaubt ihr wirklich, daß wir so dämlich sind, dann hierzubleiben?“

Die Polizisten beachteten sie nicht. Sie rannten zur Halle, konnten sie jedoch nicht betreten. Die Hitze trieb sie zurück. Zehn große Löschgleiter rasten mit schrill jaulenden Hörnern heran. Sie landeten wesentlich näher an der Halle als die Polizeigleiter. Aus Wasserkanonen schleuderten sie Wasser auf die Halle.

Die drei Mutanten hörten die Polizisten schreien.

„Sie haben die Toten in der Halle entdeckt“, stellte Dun Vapido fest. „Verdammt, jetzt wird es schwer für uns.“

„Warum sind wir nicht abgehauen?“ fragte das Relais. „Alles wäre viel einfacher gewesen.“

Plötzlich erschütterte eine gewaltige Explosion den Boden. Bran Howatzer wälzte sich mühsam herum. Er sah, wie das Dach der Halle von grünen und roten Stichflammen in die Höhe geschleudert wurde.

„Zieht den Kopf ein“, brüllte er und warf sich über Eawy, um sie zu schützen.

Brennende Trümmerstücke stürzten rund um sie herum auf den Boden. Ein Stahlträger der etwa acht Meter lang war, bohrte sich kaum fünf Meter von ihnen entfernt in den Boden.

„Jetzt könnten wir Regen gebrauchen“, schrie Eawy. „Dun, warum tust du denn nichts?“

Sie blickte zu dem Wettermacher hinüber. Ein handlanger Holzsplitter steckte in seiner Schulter. Vapido

hielt die Augen geschlossen. Unter dem Schock und dem Schmerz hatte er das Bewußtsein verloren.

Einige weitere Explosionen vernichteten, was von den Forschungsanlagen noch geblieben war. Die Polizisten und das Löschkommando zogen sich weit zurück, um nicht von einstürzenden Wänden erschlagen zu werden. Pausenlos schossen die Gleiter Wasser auf die Halle ab, ohne die geringste Wirkung zu erzielen.

„Das war der Schrein der Demeter“, sagte Howatzer. „In der Halle kann sonst nichts gewesen sein, was solche Zerstörungen anrichtet.“

Weitere Feuerwehrgleiter trafen ein. Sie waren mit einem speziellen Löschmittel ausgerüstet. Als sie dieses über die brennende Halle sprühten, erloschen die Flammen. Die in der Halle herrschende Gluthitze entzündete jedoch immer wieder neue Feuerherde, so daß die Brandwachen ihren Posten nicht verlassen durften.

Einige Polizisten kamen zu den drei gefesselten Mutanten und rissen sie hoch. Ein blonder Offizier befahl, sie zu einem der Gleiter zu bringen.

Bran Howatzer hoffte, daß man ihm die Fesseln abnehmen würde als er in die Polster eines Sessels sank, doch er täuschte sich. „Eine der Wachen konnte uns noch benachrichtigen, bevor sie paralyisiert wurde“, erklärte der Offizier. Ein Schild an seiner Kombination zeigte an, daß er Henry Harkness hieß. „Wir sind sofort aufgebrochen, konnten die Katastrophe jedoch nicht mehr verhindern. Legen Sie ein Geständnis ab?“

Bran Howatzer war so verblüfft über diese direkte Frage, daß er auflachte.

„So einfach ist das alles nicht, wie Sie es sich vorstellen“, erwiderte er in der Überzeugung, daß ihm nicht viel passieren konnte.

„Oh doch“, sagte Harkness. „Wir haben den Gleiter gefunden, mit dem Sie gekommen sind.“

Er legte die Kreditkarte Howatzers vor sich auf den Sessel. Der Pastsensor erschrak. Er hatte nicht bemerkt, daß die Polizisten sie ihm abgenommen hatten.

„Wir wissen, daß es Ihr Gleiter ist, denn sie haben ihn auf Ihre Kreditnummer gemietet. Auf dem direkten Weg von Ihrem Gleiter hierher wurden zwei unserer Männer paralyisiert. Von Ihnen. Sie sind hier, und in der Halle sind wenigstens vier Männer verbrannt. Wir haben ihre Leichen gesehen.“

„Wir haben mit der Sache nichts zu tun“, erklärte Howatzer.

„Dann erläutern Sie mir, warum Sie den Ring der Wachgleiter mit Hilfe eines Lähmstrahlers durchbrochen haben.“

Howatzer blickte Eawy ter Gedan und Dun Vapido hilfesuchend an. Der PSI-Analytiker war mittlerweile wieder zu sich gekommen. Einer der Polizisten zog in diesem Moment den Holzsplitter heraus und versorgte die Wunde. Dun Vapido saß wie versteinert auf seinem Sitz und ließ durch nichts erkennen, welche körperlichen Qualen er litt.

„Da drinnen stand der Schrein der Demeter“, begann Howatzer unsicher. Der Offizier unterbrach ihn.

„Demeter? Der Name Demeter ist mir schon irgendwo begegnet. Warten Sie. . .“, er grübelte nach.

„Demeter war die griechische Göttin der Fruchtbarkeit“, sagte der Pastsensor. „Demeter hat den Schrein verlassen, was da explodiert ist, das ist der Schrein. Damit haben wir nichts zu tun.“

„Aha“, entgegnete Harkness. „Die Göttin Demeter lustwandelt also hier irgendwo in der Gegend?“

„Ich weiß nicht, ob sie wirklich wach war“, sagte Howatzer. „Er trug sie auf den Armen.“

Henry Harkness seufzte.

„Es hat wohl zur Zeit keinen Sinn, mit Ihnen zu reden“, sagte er. „Wir werden uns später in Durban unterhalten.“

Er erhob sich und wollte den Gleiter verlassen.

„So warten Sie doch“, rief Howatzer. „Ich will Ihnen alles erklären. Es ist alles nicht so verrückt, wie es sich anhört.“

„Wir reden in Durban miteinander“, entschied der Offizier.

Damit verließ er sie. Verstört blickten sich die Mutanten an. „Was jetzt?“ fragte Eawy. „Es sieht schlecht aus für uns“, sagte Bran Howatzer.

„Das kann man wohl sagen“, bestätigte Dun Vapido, der. PSI-Analytiker. „Wir sollten uns keinen Illusionen hingeben.“

„Steht es wirklich so schlimm um uns?“ Eawy ter Gedan schien noch nicht davon überzeugt zu sein, daß die Lage tatsächlich so kritisch war.

„Es könnte nicht schlimmer sein.“

Der PSI-Analytiker hatte die Gabe, aus wenigen Hinweisen exakte Rückschlüsse auf die Gesamtsituation und die Hintergrundereignisse zu ziehen. Er verfügte über einen Abstrakt-Logiksektor, der ihm half, die zahllosen kleinen Einzelinformationen zu integrieren und daraus die für andere oft überraschendsten Kombinationen abzuleiten.

„Also, was ist es?“ fragte Howatzer. Er wollte, daß Vapido sprach, bevor die Polizisten kamen und ihn störten.

„In Durban sitzt jemand – ein Polizeioffizier oder ein hoher Verwaltungsbeamter – und greift mit eiserner Hand durch. Auf jeden Fall ist es jemand, der mit äußerster Disziplin die ankommenden Massen zur Ordnung zwingen will. Er will einen mustergültigen Distrikt schaffen, in dem die Neuansiedlung der Rückkehrer ohne jede Störung abläuft.“

Die Menschen, die von den Sternen zur Erde zurückkehren, glauben, daß die Zivilisation, die sie auf der Erde vorfinden, selbstverständlich ist wie die Natur. Sie nehmen entgegen, was die Regierung der Erde ihnen bietet, und reagieren gereizt, wenn irgendwo irgend etwas nicht so funktioniert, wie sie es sich vorgestellt haben.

Manche nehmen sich dann einfach, was sie benötigen, ohne sich an die Verwaltung zu wenden. Viele wollen das, was sie auf der Erde vorfinden, egoistisch nutzen. Viele verfolgen brutal ihre eigenen Ziele. Es hat mal jemanden gegeben, der die Zivilisation mit einem Dschungel verglichen hat, in dem jeder gegen jeden kämpft.

Da gibt es die Starken, die wie die Raubtiere kämpfen, und es gibt die Schwachen, die die Opfer darstellen.“

„Ja, das verstehe ich“, sagte Eawy ter Gedan. „Was aber hat das mit uns zu tun?“

„Dieser Mini-Diktator in Durban“, fuhr Vapido fort, „hält uns für Menschen, die die Situation rücksichtslos ausnutzen, um sich Vorteile zu verschaffen. Er ist entschlossen, solche Menschen nicht minder gnadenlos zu

bekämpfen und notfalls zu vernichten. Dabei ist er sich dessen gar nicht bewußt, daß er sich geradeso benimmt wie jene Starken, die er niederhalten will.

Julian Tiffloor und seine Regierungsmannschaft wollen den menschlichen Weg. Sie wissen, daß man nicht allen gerecht werden kann, aber sie versuchen zumindest, es zu sein. Und sie gehen nicht hart dabei vor, sondern behutsam.

Dieser Mini-Diktator in Durban wird unter solchen Umständen bestimmt nicht die Karriere machen, die er sich erträumt. Gefährlich ist jedoch, daß wir wahrscheinlich nicht mehr am Leben sind, wenn ihm endlich ein Mächtigerer in die Zügel fällt."

„So schlimm ist es?" fragte Eawy erschrocken.

Vapido nickte.

„Es muß schon ein kleines Wunder geschehen, wenn wir mit heiler Haut aus dieser Geschichte herauskommen wollen."

„Können wir das Wunder nicht herbeiführen?" fragte Bran Howatzer.

„Wie denn?" Eawy ter Gedan war nahe daran, die Fassung zu verlieren.

„Payne Hamiller", antwortete der Pastsensor. „Er ist der einzige, der uns helfen könnte."

„Du hast recht", sagte Dun Vapido. „Hamiller weiß über Demeter Bescheid. Ihm ist es bestimmt nicht recht, daß Margor mit ihr verschwunden ist. Er kann unsere Aussagen bestätigen, und er kann sich darüberhinaus mühelos zusammenreimen, was drinnen in der Halle mit dem Schrein und Demeter passiert ist."

„Das ist mir auch klar", erwiderte Howatzer. „Der Schrein hat starke psionische Impulswellen ausgestrahlt, als er geöffnet wurde. Dadurch wurden die Wissenschaftler in der Halle getötet, wir wurden halbwegs paralysiert, und die Wachen draußen in den Gleitern wurden bewußtlos. Fraglos wären sie auch getötet worden, wenn sie näher bei der Halle gewesen wären."

„Völlig klar", bestätigte der PSI-Analytiker. „So ist es gewesen, aber das glaubt uns außer Hamiller keiner."

Die Polizisten kehrten zum Gleiter zurück. Wortlos setzten sie sich in die Maschine und starteten.

Dun Vapido beugte sich nach vorn. „Bitte", sagte er. „Es ist wirklich wichtig. Wir müssen mit Payne Hamiller, dem Terranischen Rat für Wissenschaften, sprechen. Bitte, versuchen Sie, ihn über Video zu erreichen."

Der leitende Polizeioffizier drehte sich spöttisch lächelnd zu ihm um.

„Es tut mir schrecklich leid", erwiderte er. „Mit dem Terranischen Rat für Wissenschaften kann ich nicht dienen. Darf es auch Julian Tiffloor, der Erste Terraner, sein?"

„Wir meinen es wirklich ernst", beteuerte Vapido.

„Wir auch", schrie ihn der Offizier zornig an und wandte sich ab.

*

Payne Hamiller blickte auf das Chrometer auf seinem Arbeits- Tisch. Es zeigte den 18.3.3586 an. Er wußte von den Vorfällen in dem Forschungsinstitut bei Durban nichts, doch er ahnte, daß die Entwicklung um Demeter und ihren Schrein in ein entscheidendes Stadium getreten war. Mit aller Macht drängte es ihn heraus aus seinem Büro und hin nach Südafrika. Doch er fühlte sich beobachtet und überwacht. Er wußte, daß er seine Arbeit nicht so ohne weiteres liegenlassen konnte, ohne Verdacht zu erwecken.

Daher wartete er fieberhaft auf eine Gelegenheit, unter einem für Tiffloor glaubhaften Vorwand nach Durban aufbrechen zu können.

Er entwickelte einen Plan, den er innerhalb von zwei Tagen realisieren konnte. Länger wollte er auf keinen Fall warten, da er fürchtete, Boyt Margor könne den Schrein Demeters gewaltsam öffnen.

Noch bevor er den Plan durchdacht hatte, trat Homer G. Adams ein.

„Ich wollte mich von Ihnen verabschieden", sagte er freundlich und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich fliege zur BASIS."

„Schon?" fragte Hamiller, der Mühe hatte, seine Freude zu verbergen. Er war von Anfang an davon überzeugt gewesen, daß Adams das Bewußtsein von Betty Toufry in sich barg. Nun glaubte er, die Bestätigung dafür zu bekommen. Homer G. Adams flog zur BASIS, um dort Betty Toufry in den PEW-Block einfließen zu lassen.

War damit die Gefahr für ihn überstanden? War es der Telepathin gelungen, den Psychoblock zu durchbrechen, den Boyt Margor in ihm aufgebaut hatte, um ihn gegen parapsychische Sondierungen zu schützen? Die Ereignisse der letzten Tage hatten Hamiller bewiesen, daß der Mutant Margor ihn in dieser Weise geschützt hatte, denn er war sich darüber klar, daß es sonst sein kompliziertes Lügegebäude nicht hätte aufrechterhalten können.

Er schüttelte die Hand des untersetzten Mannes und begegnete fast frei von Furcht seinen forschenden Blicken.

„Werden Sie in der BASIS bleiben?" fragte er.

Adams schüttelte den auffallend großen Kopf und strich sich mit der Linken über das schütterte Haar.

„Ich werde nur für einige Stunden oder vielleicht für einen Tag in der BASIS bleiben. Danach kehre ich zurück."

„Was geschieht mit Harno? Werden wir ihn mitnehmen, wenn wir mit der BASIS starten?"

Adams schüttelte erneut den Kopf. Seine Augen verdunkelten sich.

„Es steht schlecht um Harno", erklärte er. „Wir können ihn nicht mehr belasten. Er ist mehr oder weniger bewußtlos, seitdem er die letzte Botschaft an uns abgegeben hat. Er bleibt in der Obhut einiger Wissenschaftler, die versuchen werden, ihm zu helfen."

Er blickte auf.

„Wenn ich nur wüßte, was diese seltsame Tempelszene zu bedeuten hatte. Was sollten die Worte ‚Demeter! Demeter!‘ bedeuten?"

„Die Tempelszene deutet darauf hin, daß Harno die griechische Göttin der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus gemeint hat", entgegnete Hamiller und ging entschlossen zum Angriff über. „Allerdings ist mir nicht klar, in

welchem Zusammenhang Demeter mit uns stehen soll. Immerhin existiert der Kult der Demeter seit mehr als fünftausend Jahren nicht mehr."

Hamiller lächelte.

„Und mehr als ein Kult war es ja wohl nicht. Oder glauben Sie, daß die griechischen Götter wirklich gelebt haben?"

Homer G. Adams zuckte nur vage mit den Schultern. Er nickte Hamiller zu und verließ das Büro.

Nachdenklich sah ihm der Terranische Rat nach. Homer G. Adams war ein absolut undurchsichtiger Mann für ihn.

Hamiller wartete eine Stunde ab, dann versuchte er, Homer G. Adams über Video zu erreichen. Die positronische Zentrale teilte ihm mit einem freundlich lächelnden, weiblichen Pseudobild mit, daß Adams die Erde bereits verlassen hatte und auf dem Weg zur BASIS war.

„Wenn Sie es wünschen, kann ich Sie dennoch mit ihm verbinden", erklärte das Bild. „Sie müßten sich allerdings einige Minuten gedulden."

„Danke", erwiderte Hamiller erleichtert. „Ich wende mich später an ihn."

Er schaltete ab und rief Julian Tiffloor an, um ihm mitzuteilen, daß er noch einmal nach Durban fliegen werde.

„Ich möchte dort einen abschließenden Besuch machen. bevor ich zur BASIS gehe", erläuterte er.

„Außerdem habe ich dort noch Unterlagen, die ich lieber mitnehme, um sie nicht in falsche Hände geraten zu lassen."

Julian Tiffloor schien völlig arglos zu sein. Er dankte ihm für die Information und kam danach sogleich auf ein Thema zu sprechen, das für Hamiller ungefährlich war.

Als der Terranische Rat es beendet hatte, verließ er Terrania-City in einem schnellen Strato-Gleiter.

*

Als sich Payne Hamiller fünf Stunden später der Forschungsanlage bei Durban näherte, glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Im Licht der untergehenden Sonne sah die Forschungsanlage aus wie ein schwarzverbrannter Fleck, aus dem sich spärlicher Rauch emporkräuselte. Kein anderer Gleiter war in der Nähe zu sehen. Über den Trümmern schwebte nur ein Beobachtungsroboter, der hin und wieder ein Sprühgerät einsetzte, um neu aufkommende Flammen sofort zu ersticken.

Hamiller flog mit dem Stratogleiter direkt bis zur Forschungsanlage. Er umrundete die Trümmer zweimal und landete dann mitten zwischen ihnen.

Als er ausstieg, war er fest davon überzeugt, daß Boyt Margor den Schrein der Demeter gewaltsam geöffnet hatte und mit ihr bei einer gewaltigen Explosion umgekommen war. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß es niemandem gelungen war, den Ort der Katastrophe lebend zu verlassen.

Wie erstarrt stand er zwischen den Trümmern, von zwiespältigen Gefühlen erfüllt. Auf der einen Seite trauerte er um Demeter und den damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Verlust. Andererseits aber ... War der Mutant tot? Und wenn es so war, warum erfüllte ihn keine grenzenlose Freude? Er hätte sich doch frei und unbelastet fühlen müssen.

Doch so war es nicht.

Payne Hamiller hatte das Gefühl, nach wie vor in einem geistigen Verlies gefangen zu sein, aus dem es keinen Ausweg gab.

War das ein Zeichen dafür, daß Boyt Margor noch gar nicht tot war? Konnte er dem Inferno entkommen sein, das nach der Explosion des Schreins ausgebrochen war?

Payne Hamiller war nicht in der Lage, eine dieser Fragen zu beantworten. Er ließ sich auf einen der verbogenen und ausgeglühten Stahlträger sinken, griff gedankenlos nach einem Stahlstift und schlug ihn gegen einen Träger, der sich bogenförmig neben ihm erhob. Der Stahl klang mit einem überraschend reinen Ton auf. Hamiller stutzte. Er schlug den Stift etwa eine Handbreit höher gegen den Träger und erzielte einen deutlich abgestuften, höheren Ton.

Payne Hamiller ging erneut etwas höher, und wiederum ging ein anderer Ton von dem Stahl aus, der so rein war, als sei er sorgfältig abgestimmt.

Payne Hamillers Interesse erwachte. Er stand auf, nachdem er einen zweiten Stahlstift aus der Asche aufgenommen hatte, und begann, eine einfache Melodie auf dem schwarzen und unter der Hitze verformten Stahlträger zu spielen.

Er fand die verschiedenen Töne so sicher, als habe er jahrelang an diesem Träger geübt, und eine melancholische Melodie erhob sich über den Trümmern der Forschungsanstalt. Es war keine bekannte Melodie. Payne Hamiller erschuf sie aus dem Gewirr der Gefühle heraus, das ihn erfüllte, und er spürte, wie er sich selbst durch sie von der Last befreite, die ihn fast erdrückt hätte.

Er variierte seine Melodie immer wieder und ließ sie von zarten, leisen Klängen bis hin zum donnernden Krescendo aufsteigen, um sie danach wieder bis zu Tönen abfallen zu lassen, die kaum noch hörbar waren.

„Geht das noch lange so weiter?" fragte jemand hinter ihm.

Payne Hamiller war so überrascht, daß er die Stahlstifte fallen ließ. Er wirbelte herum. Vor ihm stand ein Polizeioffizier, der ihn herablassend musterte.

„Es ist unglaublich", sagte der Terranische Rat. „Was hier geschehen ist, ist wissenschaftlich nicht erklärbar. Nach den Gesetzen unserer Physik und auch denen der Hyperphysik kann ein Stahlträger sich in einem unkontrollierten Feuer nicht so verformen, daß ein nahezu vollendetes Musikinstrument aus ihm wird."

„Was Sie nicht sagen." Der Offizier grinste überlegen.

„Ja, begreifen Sie denn nicht?" rief Hamiller enthusiastisch. „Ich muß diesen Stahlträger unbedingt haben. Wir müssen ihn untersuchen. Bitte, sorgen Sie dafür, daß ich einige Roboter bekomme, die ihn aus dem Boden lösen. Dann benötige ich einen entsprechend großen Transporter."

„Was Sie nicht sagen."

Payne Hamiller stutzte. Erst jetzt fiel ihm auf, in welcher Art der Polizeioffizier ihn betrachtete. Schlagartig legte sich die Begeisterung des Terranischen Rates. Er kehrte in die Realität seiner Umgebung zurück.

„Ich sehe es Ihnen an, Lieutenant, was Sie denken", sagte er ruhig und beherrscht. Sein Gesicht straffte

sich. „Nun gut, das kann ich Ihnen nicht einmal verdenken. Für wissenschaftliche Begeisterung haben Sie vermutlich kein Verständnis. Sie können daher auch nicht erfassen, daß ein Mann wie ich über einer solchen Entdeckung wie dieser völlig vergessen kann, was um ihn herum geschehen ist. Selbst wenn es sich um eine solche Katastrophe handelt. Ich nehme es Ihnen nicht übel.“

„Fein“, erwiderte der Offizier. „Dann brauche ich ja nicht traurig zu sein.“

Payne Hamiller lächelte.

„Ich bin der Terranische Rat für Wissenschaften und damit Dienstherr dieser Forschungsanlage“, erklärte er.

Der Offizier verlor nichts von seiner Selbstsicherheit.

„Ich habe schon allerlei von Leuten gehört, die ich hier aufgegabelt habe“, sagte er. „Es hätte mich daher nicht überrascht, wenn Sie behauptet hätten, Zeus zu sein.“

„Mäßigen Sie sich“, entgegnete Hamiller in schneidend scharfem Ton. „Als Offizier hätten Sie längst sehen müssen, daß der Stratogleiter dort eine Regierungsmaschine ist. Und wenn nicht, dann überzeugen Sie sich gefälligst jetzt davon.“

Der Polizist erstarrte. Das Blut wich ihm aus den Wangen. Er blickte zum Stratogleiter hinüber und wandte sich Hamiller fast unterwürfig wieder zu.

„Verzeihen Sie“, sagte er stammelnd. „Wir haben hier schon mehrere Verrückte aufgesammelt, und die . . .“

„Danke für das Kompliment“, erwiderte Hamiller eisig.

„Ich meinte doch nicht Sie“, beteuerte der Offizier. „Hier waren welche, die haben von Demeter gefaselt. Es waren die Brandstifter. Und als Sie jetzt auf dem Träger herumtrollen. . . Ich meine, als Sie da . . .“

Payne Hamiller lachte. „Sie sind ein ausgemachter Trottel“, sagte er. „Und ein wenig zu dienstefrig. Sie sollten vielleicht alles nicht so verbissen sehen.“

„Angesichts der Katastrophe hier, bei der es wenigstens zehn Tote gegeben hat, fällt mir das nicht leicht.“

Hamiller zuckte zusammen. Er hatte das Gefühl, einen Schlag in den Magen bekommen zu haben. Ihm wurde übel. Er entfernte sich einige Schritte.

„Sie haben etwas von Brandstiftern gesagt. Wer sind diese Leute? Ich will mit ihnen reden.“

2.

Kershyl Vanne beobachtete Payne Hamiller seit Tagen aufmerksam und voller Mißtrauen, Vieles gefiel ihm nicht.

Kershyl Vanne war ehemals einer der geheimnisvollsten Männer der aphilischen Erde gewesen. Die Regierung hatte ihn zur Bekämpfung aphilischer Untergrundorganisationen eingesetzt. Als Geheimdienstler hatte er gelernt, Menschen und Situationen zu beurteilen.

Daher fiel ihm auf, daß Payne Hamiller sich ungewöhnlich verhielt. In seinem Amt leistete er hervorragende Arbeit und erzielte mit oft verblüffenden Lösungen Fortschritte, die niemand für möglich gehalten hatte. Gleichzeitig aber hatte Hamiller sich in anderer Hinsicht abgeschirmt.

Vanne hatte bemerkt, daß der Wissenschaftler für Nichtigkeiten Ausreden suche, die ihn nicht überzeugten, und daß er über die archäologischen Arbeiten auf Kreta nicht offen berichtete.

Kershyl Vanne konnte sich nicht erklären, weshalb Hamiller gerade bei archäologischen Arbeiten nicht schrankenlos ehrlich war. Er konnte sich nur schwer vorstellen, daß auf Kreta etwas entdeckt worden war, was bedeutend genug war, die Heimlichtuerei Hamillers zu erklären.

Homer G. Adams bestätigte ihm bei einem Gespräch, daß es bei Payne Hamiller etwas gab, das selbst für die Telepathin Betty Toufry verborgen blieb. Vanne wollte Klarheit haben.

Als man ihm berichtete, daß Hamiller nach Durban aufgebrochen war, verließ er Terrania-City und flog nach Kreta zu den Ausgrabungsstätten. Diese sahen nicht so aus, als wäre irgend etwas Ungewöhnliches an ihnen.

Das Konzept landete am Rand des Zeltlagers der Archäologen und schlenderte auf die Tempelanlagen zu. Dabei erregte er die Aufmerksamkeit einiger Wissenschaftler. Sie kamen ihm entgegen, um ihm den Zugang zum Tempel zu verwehren. Sie gaben ihre ablehnende Haltung jedoch auf, als sie ihn erkannten.

Ein grauhaariger Mann mit freundlichen, braunen Augen ging auf ihn zu.

„Mein Name ist Vincent Zavitz“, sagte er und gab den anderen Archäologen zu verstehen, daß er sich Vannes annehmen würde. „Ich bin der Stellvertreter von Matzlew.“

Zavitz machte einen angenehmen Eindruck auf Vanne.

Ich mag den Kerl nicht! meldete sich Indira Vecculi.

Sei still, bat Vanne. Ich gebe wenig auf den ersten Eindruck.

Du solltest lieber auf mich hören, mahnte sie.

Kershyl Vanne deutete auf die Tempelanlagen.

„Ich würde mir gern einmal ansehen, womit Sie sich befassen“, erklärte er. „Czerk Matzlew ist immer noch verschwunden. Ich nehme an, Sie werden mir unter diesen Umständen eine Besichtigung ermöglichen?“

„Aber selbstverständlich“, rief Zavitz zuvorkommend. „Ich wüßte nicht, was dagegen spricht.“

Vorsicht! warnte Indira Vecculi. *Seit wann bist du so ängstlich?* fragte er.

Wenn dir etwas passiert, bin ich auch dran, erwiderte sie. *Und hier stimmt etwas nicht. Das spüre ich.*

Vincent Zavitz führte Kershyl Vanne unter die Tempelanlagen bis hin zu der Halle der Demeter, wobei er ihm in völliger Offenheit schilderte, welche Bedeutung diese Entdeckung hatte. Von Demeter erwähnte er allerdings nichts.

„Der Terranische Rat Hamiller hat Ihnen sicherlich schon ausführlich von dieser Halle berichtet“, sagte er.

„Wir sind uns darüber einig, daß sie von einer außerirdischen Macht errichtet worden ist.“

Kershyl Vanne hatte ein waches Auge, und er verfügte zusammen mit den anderen Bewußtseinen über ein beachtliches Wissen. So entgingen ihm die Besonderheiten der Anlagen keineswegs.

Die Bewußtseine des Alpha-Mathematikers Albin Kmunah und des Ultra-Physikers Pale Donkvent gaben abwechselnd knappe Kommentare zu allem, was Kershyl Vanne auf seinem Wege zur Halle der Demeter

sah, und was ihm in dieser begegnete. Hin und wieder machte Jost Seidel eine Bemerkung, wenn ihm als Galaktochemiker etwas auffiel. Vanne hätte daher nichts dagegen gehabt, wenn der Archäologe ihn schweigend durch die unterirdischen Anlagen geführt hätte. Doch er ließ ihn reden. Er tat, als ob er ihm aufmerksam zuhöre. Dabei blickte er sich sorgfältig um.

Als sie im Antigravfeld nach unten sanken, bemerkte er das Loch im Boden der Halle. Die Anzeichen dafür, daß hier erst vor kurzer Zeit etwas ausgebaut worden war, waren eindeutig. Vanne stellte keine Fragen und tat, als falle ihm nichts auf. Vincent Zavitz führte ihn direkt zu dem Loch im Boden der Halle.

Vanne reimte sich leicht zusammen, was geschehen war. An dieser Stelle war etwas gewesen, das Hamiller hatte ausbauen und nach Durban bringen lassen, um es dort in aller Ruhe untersuchen zu können.

„Was ist hier gewesen?“ fragte er.

„Das wollte ich Ihnen gerade erklären“, antwortete Zavitz. Sein Armbandfunkgerät fiepte. „Entschuldigen Sie, bitte.“

Der Archäologe hob das Handgelenk ans Ohr und lauschte. Kershyll Vanne ging einige Schritte weiter und blickte in das Loch im Boden. Er wußte nicht, was er davon halten sollte, daß Hamiller etwas aus der Halle hatte entfernen lassen. Eine mittlerweile wieder verschlossene Öffnung in der Decke der Halle ließ erkennen, daß es durchaus nicht einfach gewesen war, dieses Objekt aus der Halle herauszuholen.

Vanne befragte die anderen Bewußtseinsinhalte in sich, ob ihnen etwas auffiel, aus dem man Schlüsse über das entfernte Objekt ziehen konnte, doch keiner antwortete ihm.

Vincent Zavitz kam zu ihm.

„Bitte, entschuldigen Sie mich für einige Minuten“, sagte er. „Ich muß oben einiges erledigen. Ich bin bald zurück.“

„Gehen Sie nur“, erwiderte Kershyll Vanne, dem es durchaus recht war, daß er für einige Minuten allein blieb. Er blickte dem Stellvertreter Matzlews nach, bis er aus der Halle verschwunden war.

Er hätte bei uns bleiben müssen, gab Indira Vecculi zu bedenken.

Wenn er noch hier wäre, hättest du auch etwas dagegen einzuwenden, gab er zurück. Sei zufrieden, daß ich in Ruhe nachdenken kann.

Sie schwieg, da sie offenbar keine Lust hatte, sich mit ihm zu streiten.

Kershyll Vanne trat näher an die Grube im Boden heran. Er setzte sich auf die Kante und blickte nachdenklich nach unten. Er sah glatte Stahlwände, an der hier und da einige Anschlüsse angebracht waren. Doch sie schienen nicht von entscheidender Bedeutung für das Objekt gewesen zu sein, das sich an dieser Stelle befunden hatte.

Einige Schritte von ihm entfernt lehnte eine Leiter an einer Statue aus Marmor. Er stand auf, holte sie und senkte sie in die Grube. Dann stieg er hinab, weil er einige Öffnungen am Boden entdeckt hatte, die – wie er vermutete – zu anderen Hohlräumen führten. Er wollte hineinschauen, weil er hoffte, auf diese Weise etwas mehr herauszufinden.

*

Vincent Zavitz war einer jener Männer, die keinen eigenen Willen mehr hatten. Er selbst bezeichnete sich ohne jedes Gefühl der Bitterkeit als Paratender Boyt Margors. Er war sich dessen nicht mehr bewußt, was es bedeutet, frei zu sein.

Als er Kershyll Vanne sah, wußte er, daß er handeln mußte.

Mit einem einfachen Trick sorgte er dafür, daß sein Armbandfunkgerät im richtigen Moment ein Rufsignal abgab. Er schaltete es ein und tat so, als ob er eine Nachricht empfangen. Es überraschte ihn nicht, daß Vanne keine Einwände machte, als er sich zurückzog. Er war sich darüber klar, daß dieser geheimnisvolle Mann von dem er schon so viel gehört hatte, es vorziehen würde, sich für einige Minuten ungestört umzusehen.

Vincent Zavitz stieg im Antigravfeld auf und eilte einige Schritte weit in den Gang hinein, der zur Oberfläche führte. Als er die erste Stufe der Treppe erreichte, bückte er sich und preßte seine Finger an eine Seite der Stufe. Diese sank nach unten und gab ein Fach frei, in dem ein Stahlbehälter lag. An der Oberseite des Behälters befand sich eine Uhr und ein Knopf.

Der Archäologe stellte die Uhr auf vierzig Sekunden ein, legte den Kasten in die Stufe zurück, drückte den Knopf, schloß die Öffnung, sprang auf und hastete die Treppe hoch.

Hinter der nächsten Gangbiegung warf er sich auf den Boden, preßte die Hände an die Ohren und öffnete den Mund. Dann wartete er ab. Endlos langsam verstrichen die Sekunden. Vincent Zavitz zählte mit. Er glaubte bereits, daß der Zünder versagte, als der Boden plötzlich unter ihm erzitterte. Eine Druckwelle raste über ihn hinweg und schleuderte ihn einige Meter weit, obwohl er hinter der Gangbiegung geschützt war.

Ohrenbetäubendes Poltern und Dröhnen erfüllte den Gang. Es schien, als ob die Anlage der Demeter von einer endlosen Kette schwerster Explosionen erschüttert werde.

*

Payne Hamiller fiel auf, daß die Polizeibeamten im Stadtgefängnis von Durban den Polizeioffizier und ihn mit einem übertriebenen militärischen Zeremoniell empfingen.

Der Terranische Rat musterte den Offizier an seiner Seite, während er mit ihm durch das fast leere Gefängnis ging. Diesem schien das Verhalten seiner Untergebenen unangenehm zu sein. Er preßte die Lippen zusammen und versuchte, es zu ignorieren.

Hamiller nahm sich vor, dem Obersten Terranischen Rat Michael Rhodan, der für die inneren Angelegenheiten auf der Erde verantwortlich war, einen Hinweis zu geben. Die Führung der Menschheit war längst zu der Überzeugung gekommen, daß sich die unabdingbare Disziplin mehr aus der inneren Haltung als einem äußerlichen Gebaren ergab.

Vor einer vergitterten Gemeinschaftszelle mit angeschlossenen Hygieneräumen blieben sie stehen. Hamiller stellte zu seiner Überraschung fest, daß zwei Männer und ein Mädchen in der Zelle eingeschlossen waren.

„Das sind sie“, sagte der Offizier knapp.

„Ich möchte sie in einem Verhörraum sprechen“, erklärte Hamiller. „Führen Sie sie dort hin.“

Der Offizier gab einem der anderen Beamten den Befehl, die Gittertür zu öffnen. Dann begleitete er den

Terranischen Rat zu einem freundlich eingerichteten Raum. Durch ein großes Fenster fiel der Blick in einen sorgfältig gepflegten Park.

Hamiller setzte sich hinter einen runden Tisch in einen von fünf Sesseln. Er wußte, daß der Raum, den man ihm zur Verfügung stellte, sicherlich nicht Verhören diente. Ihm war es jedoch nur recht, daß er die Gefangenen in angenehmer Atmosphäre sprechen konnte.

Der Offizier zog sich zurück, als die Inhaftierten eintraten.

„Wer sind Sie?“ fragte Hamiller, als sie Platz genommen hatten.

„Mein Name ist Bran Howatzer“, erwiderte der älteste von ihnen. „Das ist Dun Vapido, und das reizende Geschöpf nennt sich Eawy ter Gedan.“

„Ich bin..“, begann Hamiller, doch Bran Howatzer unterbrach ihn.

„Sie sind Payne Hamiller, Terranischer Rat für Wissenschaften“, sagte er. „Wir wissen alles über Sie. Uns ist beispielsweise auch bekannt, daß Sie parapsychisch von Boyt Margor beeinflusst sind. Sie sind völlig von ihm abhängig und tun, was er von Ihnen verlangt. Auf seinen Befehl haben Sie den Schrein der Demeter von Kreta hierher bringen lassen.“

Der Wissenschaftler erstarrte vor Schreck und Entsetzen. Eine stählerne Schlinge schien sich um seinen Hals zu legen und ihn erbarmungslos zu würgen. Hamiller war, als sehe er die Gefangenen nur noch aus weiter Ferne, und die Worte Howatzers erreichten ihn nur als unverständliches Flüstern. Dennoch schien sich jedes Wort in sein Innerstes zu bohren.

Plötzlich war das Gesicht des Mädchens über ihm. Er fand, daß es ungemein reizvoll war. Es war jedoch weniger das Weibliche, das Hamiller wieder in die Realität zurückriß, sondern die Persönlichkeit, die aus den leicht schräg gestellten Augen sprach.

„Sie sind ja wahnsinnig“, sagte Hamiller stammelnd. „Was erlauben Sie sich eigentlich? Wie können Sie so etwas behaupten?“

Bran Howatzer zog Eawy ter Gedan zurück und schüttelte den Kopf. „Warum sollten wir wahnsinnig sein? Ist es nicht vielmehr Wahnsinn, daß Sie sich nicht helfen lassen wollen? Haben Sie vergessen, welche Verantwortung Sie tragen? Aus der Presse haben wir erfahren, daß Sie der Leiter der Expedition der BASIS sind. Wissen Sie denn nicht, was das bedeutet, wenn Sie Boyt Margors willenloses Werkzeug sind?“

Boyt Margors Name wirkte wie ein Hammerschlag auf Hamiller. Der Wissenschaftler kippte nach vorn. Er fing sich mit den Händen an der Sessellehne ab, bevor er zu Boden stürzte. Dun Vapido sprang auf und drückte ihn wieder bis an die Sessellehne zurück. Hamiller hielt die Augen geschlossen. Schweiß rann über sein bleiches Gesicht.

„Du meine Güte“, flüsterte Eawy. „Hoffentlich kommt jetzt keiner von den Polizisten herein. Die denken, daß wir ihn umbringen.“

Payne Hamiller atmete schnell und keuchend. Er erholte sich allmählich. Nach einigen Minuten, während derer Howatzer ihm die Herzgegend massierte, schlug er die Augen auf.

„Das war hart“, sagte er leise.

Dun Vapido reichte ihm einen Becher mit Wasser. Hamiller trank ihn mit kleinen Schlucken aus. Eawy wischte ihm den Schweiß von der Stirn.

„Erzählen Sie“, forderte Howatzer ihn auf. „Reden Sie sich von der Seele, was Sie belastet. Nur so können Sie sich befreien.“

„Wer sind Sie?“ fragte der Terranische Rat.

„Das ist vorläufig unwichtig“, entgegnete Howatzer. „Wir sind auf Gää geboren.“

„Woher wissen Sie, daß ich..? Ich meine, wie kommen Sie zu der Behauptung, daß ich von Margor abhängig bin?“

Bran Howatzer lächelte.

„Sie können es nicht leugnen. Und Sie sollten es auch nicht tun“, sagte er eindringlich. „Wir verraten Sie nicht. Wir möchten Ihnen helfen, um Unheil zu verhindern. Sie wissen genau, daß Boyt Margor Sie auf lange Sicht vernichtet. Früher oder später wird der Sicherheitsdienst herausfinden, was mit Ihnen ist. Dann ist es zu spät für Sie. Dann haben Sie vielleicht schon Dinge getan, für die es keine Entschuldigung mehr gibt. Dann wird man nicht mehr sagen: Er konnte nicht anders, weil er ein Para-Sklave Boyt Margors war, sondern man wird Sie gnadenlos verurteilen – so, als ob Sie wirklich allein verantwortlich wären.“

Payne Hamiller erhob sich. Bran Howatzer wollte ihn im Sessel halten, aber er schüttelte seine Hand ab.

„Ich muß mich bewegen“, erklärte er, „sonst halte ich es nicht aus.“

Er ging einige Schritte im Zimmer auf und ab, blieb schließlich am Fenster stehen und blickte in den Park hinaus.

„Es ist wahr“, gestand er. „Boyt Margor hat mich in der Gewalt. Ich habe mich immer wieder dagegen gewehrt, aber es hat nichts geholfen. Dies ist das erste Mal, daß ich überhaupt darüber sprechen kann. Was habe ich nicht alles versucht, Julian Tiffloor zu informieren! Ich konnte weder über mich und meinen Zustand schreiben, noch etwas darüber auf Video aufzeichnen. Immer wenn ich etwas über Margor verraten wollte, senkte sich etwas über mich, und ich vergaß mein Vorhaben. Oder meine Zunge war wie gelähmt.“

Er drehte sich um und blickte die drei Mutanten an.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir geholfen haben. Nun wird alles leichter sein.“

„Täuschen Sie sich nicht“, sagte Dun Vapido. „Ich bin davon überzeugt, daß Sie weiterhin tun müssen, was Margor Ihnen befiehlt. Sie sind noch nicht frei. Sie müssen kämpfen. Wir werden in der Zwischenzeit nach einem Weg suchen, Ihnen zu helfen.“

„Der beste Weg wäre natürlich, Boyt Margor zu..“, warf Eawy ter Gedan ein. Bran Howatzer legte ihr rasch die Hand vor den Mund, so daß Sie den Satz nicht zu Ende brachte. Doch Payne Hamiller erriet auch so, was sie meinte. „Sie wollen sagen, wenn Boyt Margor tot ist, dann bin ich frei“, stellte er fest.

„Das ist anzunehmen“, bestätigte der PSI-Analytiker.

„Zu einem Mord gebe ich Ihnen meine Zustimmung nicht“, sagte Payne Hamiller. „Auf keinen Fall.“

„Wir werden einen anderen Weg finden“, entgegnete Howatzer besänftigend. „Ich kann mir vorstellen, daß Margor auch dann erledigt ist, wenn wir seine parapsychischen Sinne lahmlegen.“

„Bis jetzt ist noch ungeklärt, welche Teile des Gehirns die parapsychische Leistung erbringen“, konstatierte der Wissenschaftler. „Man hat umfangreiche Untersuchungen angestellt und zahllose Experimente gemacht, um dieses Geheimnis zu lüften, aber es ist bis heute nicht gelungen, die Quelle der psionischen Energien

eindeutig zu lokalisieren. Die Gehirnteile, die bei Fellmer Lloyd beispielsweise mit großer Wahrscheinlichkeit den Para-Block beherbergen, haben bei Ras Tschubai überhaupt nichts damit zu tun. Irmina Kotschistowa und Balton Wyt lassen sich überhaupt nicht miteinander vergleichen. Alaska Saedelaere

„Bitte“, rief Howatzer freundlich lächelnd. „Halten Sie uns kein Referat über das Mutantenkorps. Es gibt andere Dinge, die vorrangig besprochen werden müssen.“

Payne Hamiller stutzte. Verwirrt blickte er den Pastsensor an. Dann wurde ihm bewußt, daß er das Thema aus den Augen verloren hatte, um das es eigentlich ging.

„Boyt Margor“, sagte er nachdenklich. „Ist er wirklich der Katastrophe entkommen?“

Er kehrte zu seinem Sessel zurück und setzte sich. Sein Gesicht straffte sich.

„Wie ist es überhaupt zu der Katastrophe gekommen? Was haben Sie damit zu tun? Haben Sie sie ausgelöst?“

Bran Howatzer schüttelte den Kopf.

„Wir waren auf der Spur Boyt Margors“, erklärte er. „Wir haben noch eine alte Rechnung mit ihm offen. Deshalb waren wir beim Forschungsinstitut. Margor hat den Schrein der Demeter vermutlich gewaltsam geöffnet. Er hat damit eine psionische Schockwelle ausgelöst, durch die seine Mitarbeiter in der Forschungsanstalt getötet wurden.“

„Psionische Schockwelle?“ fragte Hamiller überrascht. „Woher wissen Sie das?“

„Das vermuten wir“, erwiderte Howatzer rasch. „Was hätte es sonst sein können? Wieso warf es die Mitarbeiter Margors zu Boden, den Mutanten selbst aber nicht?“

„Moment“, rief der Wissenschaftler. „Wollen Sie damit sagen, daß Boyt Margor alles unbeschadet überstanden hat?“

„Er ist unverletzt“, antwortete das Relais. „Wir haben ihn gesehen, wie er die Halle verließ. Er ist direkt an uns vorbeigegangen. Ich hätte ihn mit den Händen berühren können, wenn ich in der Lage gewesen wäre, mich zu bewegen.“

„Und Demeter?“

„Er trug sie in seinen Armen. Sie sah aus, als ob sie tot sei.“

„Unsinn. Sie war nicht tot. Sie lebte“, bemerkte Dun Vapido.

„Das glaube ich auch“, fügte Bran Howatzer hinzu. „Margor hätte sie nicht mitgenommen, wenn sie tot gewesen wäre. Was hätte er schon mit einer Toten anfangen können?“

Hamiller sprang erneut auf und ging zum Fenster. Er versuchte, sich klarzumachen, daß Margor noch lebte, und daß er mit Demeter entkommen war.

Als einige Minuten verstrichen waren, ging Bran Howatzer zu dem Terranischen Rat hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen“, sagte er.

Hamiller wandte sich um.

„Sie können mir nicht helfen“, erwiderte er niedergeschlagen, „aber ich Sorge dafür, daß Sie freigelassen werden.“

3.

Kershyll Vanne hörte ein fernes Zischen. Er blieb auf der Leiter stehen und blickte hoch. In diesem Moment packte ihn eine Druckwelle und warf ihn von der Leiter. Das Konzept stürzte auf den Boden und rollte sich instinktiv zur Seite bis an eine der Wände der Senke.

Das rettete ihm das Leben.

Schutt und Trümmerstücke schossen in die Grube hinein. Dicht neben Vanne prallte ein zentnerschwerer Brocken auf. Er hätte ihn fraglos zerschmettert, wenn er nicht zur Seite geflüchtet wäre. Vanne schlang die Arme um den Kopf und preßte sich an die Wand, bis es ruhig wurde. Dann blickte er nach oben.

Direkt über ihm lag eine stark beschädigte Marmorstatue auf der Kante der Grube. Sie pendelte langsam auf und ab.

Vanne sprang auf und schnellte sich zur Seite. Keine Sekunde zu früh, denn schon im nächsten Moment kippte die Statue. Sie prallte an der Stelle auf, an der er eben noch gelegen hatte.

Aufatmend wischte er sich den Staub aus dem Gesicht. Er nahm die Leiter auf. Sie war stark beschädigt, aber ihm blieb keine andere Wahl, als sich vorsichtig an ihr Hochzuhangeln, weil er sonst nicht aus der Grube herausgekommen wäre.

Vanne blickte nach oben. Das Loch in der Deckenwölbung war vollkommen mit Trümmerstücken verstopft. Herabfallende Bruchstücke hatten große Teile der Einrichtungen und archäologischen Schätze zerstört.

Kershyll Vanne zweifelte nicht daran, daß die Katastrophe durch einen Erdbeben verursacht worden war. Er glaubte nicht an ein Attentat auf ihn, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß es einen Grund dafür gab.

Von der Existenz des Mutanten Boyt Margor wußte Vanne nichts.

Er zog sich weiter aus dem Bereich zurück, der durch herabfallende Steine gefährdet war, und sah sich in der Halle um. Er hoffte, irgendwo einen Ausweg zu finden. Dabei bemühte er sich, über Funk Verbindung mit den Archäologen an der Oberfläche zu bekommen, doch niemand antwortete ihm. Andererseits empfing er keinerlei Signale. Er schloß daraus, daß die Kuppel, die aus einem terkonitähnlichen Stahl bestand, ihn völlig abschirmte.

Vanne machte sich keine Sorgen. Er hatte den Einbruch der Gesteinsmassen überlebt. Das war die Hauptsache. Die Archäologen wußten, daß er sich in der Kuppel befand. Also war damit zu rechnen, daß sie alle Hebel in Bewegung setzten, um ihn herauszuholen.

*

Zur gleichen Zeit befand sich Boyt Margor in Südafrika in der Nähe von Durban.

Boyt Margor stand auf einem Hügel. In der Ferne konnte er die Häuser von Durban sehen. Dazwischen lag

der Busch – eine Landschaft, die unberührt war. Ein Rudel Springböcke äste in der Nähe, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Südlich von ihm trottete eine Elefantenherde vorbei.

Margor drehte sich um und blickte auf Demeter, die ausgestreckt im Gras lag. Er konnte sehen, daß sie atmete. Ihre Augen waren geschlossen. Das silberne Haar umschloß ihr Gesicht wie ein kostbarer Schleier. Vierundzwanzig Stunden fast waren vergangen, seitdem er den Schrein der Demeter zerschlagen hatte.

Demeter lebte, aber sie hatte die Augen noch nicht geöffnet.

Boyt Margor war sich klar darüber, daß er nicht in der Wildnis bleiben konnte. Er wußte auch, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er darauf verzichtet hatte, mit einem der Gleiter aus dem Forschungsinstitut zu fliehen. Er hatte es nicht getan, weil er befürchtet hatte, daß man ihn dann schnell finden würde.

Er kniete sich nieder, schob seine Arme unter Demeter und hob sie hoch. Margor betrachtete ihr Gesicht, das so jung und frisch aussah, als wäre sie nur wenig älter als zwanzig Jahre. Er wußte, daß sie wesentlich älter war. Für wenigstens 6000 Jahre hatte sie die Geschicke der kretischen Völker bestimmt. Fast 5000 Jahre hatte sie im Schrein gelegen und geschlafen.

Margor hämmerte sich diese Daten immer wieder ein, um sich auf den Zeitpunkt vorzubereiten, an dem Demeter erwachte. Er war davon überzeugt, daß sich ihr Zustand irgendwann ändern würde. Deshalb war er fest entschlossen, Demeter in Sicherheit zu bringen. Er mußte einen seiner Schlupfwinkel erreicht haben, wenn sie sich aus ihrer Bewußtlosigkeit löste.

Boyt Margor befürchtete, daß sie ihn nicht voll respektieren würde, wenn sie mitten im Busch zu sich kam und er ihr nicht augenblicklich demonstrieren konnte, daß er kein Wilder war.

Er ging auf Durban zu, wobei er darauf achtete, daß er im Deckungsschutz der Bäume und Büsche blieb.

Hin und wieder machte er eine Pause, um sich auszuruhen. Demeter war schlank und nur knapp 1,60 m groß. Dennoch war es nicht leicht für ihn, sie zu tragen.

Als sich die Sonne dem Horizont näherte, erreichte Margor eine der Randsiedlungen von Durban. Er legte Demeter ins Gras, ruhte sich einige Minuten lang aus und drang allein weiter vor. Die Bungalows der Siedlung standen fast alle leer. Robotische Maschinen arbeiteten an und in ihnen, um sie wieder bewohnbar zu machen. Margor erkannte, daß sie ihre Arbeit bald erledigt haben würden.

Der Mutant wartete hinter einigen Büschen, bis er einen Mann sah. Es war ein Robotingenieur, der die Maschinen kontrollierte und leitete.

Boyt Margor konzentrierte sich auf ihn. Er sammelte psionische Energie in sich und schoß sie nach einiger Zeit auf den Mann ab.

Der Ingenieur, der gerade ein Haus betreten wollte, blieb stehen und griff sich mit den Händen nach dem Kopf. Die Qualen, die er litt, zeichneten sich auf seinem Gesicht ab. Seine Beine knickten ein, doch er stürzte nicht zu Boden. Er stützte sich am Türrahmen ab und richtete sich wieder auf.

Boyt Margor beobachtete ihn kalt und abwägend. Die Leiden des Mannes berührten ihn nicht. Er wartete ab. Einige Minuten verstrichen. Dann löste der Mutant sich aus seinem Versteck und ging auf den Mann zu, den er zu seinem Paratender gemacht hatte.

Der Ingenieur sah ihn kommen und wandte sich ihm zu. Sein Gesicht war ausdruckslos. Das war für Margor ein Zeichen dafür, daß dieser Mann seinen eigenen Willen vollkommen verloren hatte.

„Ich benötige einen Privatgleiter“, sagte er und reichte ihm eine Kreditkarte. „Hier. Damit kannst du bezahlen. Beeile dich.“

Der Ingenieur nickte, wandte sich ab und ging wortlos davon. Margor sah ihn wenig später mit einem Dienstgleiter aufsteigen und in Richtung Durban fliegen. Zufrieden kehrte er zu Demeter zurück.

Er setzte sich neben sie ins Gras und wartete. Eine halbe Stunde verstrich, dann kam der Ingenieur mit einem Privatgleiter zurück. Der Dienstgleiter folgte ihm.

„Du hast mitgedacht“, sagte der Albino lobend. „Es war gut, daß du deine Maschine nicht in Durban gelassen hast. Laß mich jetzt allein. Vergiß, daß du mich gesehen hast.“

Der Ingenieur gehorchte wiederum. Er entfernte sich und verschwand zwischen den Bungalows.

Margor holte die schlafende Demeter und legte sie behutsam in den Privatgleiter. Auf dem Sitz lag die Kreditkarte. Er nahm sie an sich und startete. In schneller Fahrt entfernte er sich von Durban nach Norden, überzeugt davon, keine verräterischen Spuren hinterlassen zu haben.

Er flog die ganze Nacht durch und gönnte sich keine Pause. Als Müdigkeit ihn überfiel, nahm er ein aufputschendes Medikament aus der Bordapotheke. Über dem Hochland von Äthiopien ging er auf nordöstlichen Kurs.

Immer wieder drehte er sich zu Demeter um und betrachtete sie. Er geriet mehr und mehr in den Bann der schönen Frau.

Er durchwühlte die Bordapotheke nach Medikamenten, mit denen er sie aufwecken konnte, doch er war medizinisch nicht genügend gebildet, um sich für das richtige entscheiden zu können. Immerhin wußte er, daß er zunächst Informationen über ihren Metabolismus benötigte, bevor er ihr irgend etwas verabreichen durfte.

In den frühen Morgenstunden näherte er sich Teheran. Er faßte einen Entschluß.

Er konnte nicht alle Risiken ausschließen. Er war nicht bereit, Demeter für eine ungewisse Zeit mit sich herumzuführen, ohne zumindest versucht zu haben, ihren Schlaf zu beenden.

Er schaltete den Bordcomputer auf den Teheran-Kode und rief die Informationen über die Stadt und ihre öffentlichen Einrichtungen ab. Bei den Krankenstationen entdeckte er eine kleine Spezialklinik für Schocktherapie.

„Das hätte kaum besser kommen können“, sagte er und blickte Demeter an, doch sie hörte seine Worte nicht.

Margor tippte die angegebenen Daten in das Programmteil des Autopiloten und lehnte sich in den Polstern zurück. Der Gleiter sackte steil ab und landete schließlich an einem künstlichen See mitten in Teheran in einer parkähnlichen Anlage.

Aus einem V-förmigen, doppelstöckigen Gebäude kamen zwei Mädchen in weißer Kleidung. Sie eilten auf ihn zu, als sie ihn sahen. Boyt Margor stieg gelassen aus, öffnete die hintere Tür und hob Demeter aus der Kabine.

„Sie hat einen Schock“, erklärte er. „Sie muß sofort behandelt werden.“

„Ich rufe eine Trage“, sagte eines der Mädchen.

„Nicht nötig“, erwiderte er. Während er mit den beiden Krankenschwestern die Klinik betrat, versklavte er sie. Zwischen ihnen und ihm war eine natürliche PSI-Affinität vorhanden, die es ihm erleichterte, sie sich untertan zu machen. Der Unterschied der psionischen Frequenzen war nur gering, so daß er keine Mühe hatte, sie seinen eigenen anzugleichen. Ohne daß die Mädchen sich dessen bewußt wurden, verwandelte er sie in Geschöpfe, die von ihm abhängig waren.

Die Mädchen führten ihn auf die Intensivstation und verständigten den Leitenden Arzt.

Als der Mediziner Dahman Konuna eintrat, lag Demeter bereits auf einem Untersuchungstisch. Die Schwestern legten ihr eine Reihe von Sonden an.

Konuna war ein großer, dunkelhäutiger Mann. Sein Schädel war völlig kahl. Er trug einen grünen Kittel. Boyt Margor konzentrierte sich auf ihn und strahlte die gesammelten psionischen Energien auf ihn ab. Innerhalb von Sekunden wurde Konuna von ihm abhängig. Er hatte nicht die geringste Chance gegen den Mutanten.

„Ich will, daß sie aufwacht“, erklärte Margor. „Vorher muß sie genau untersucht werden, damit Klarheit über die Medikamente herrscht, die sie verträgt.“

Wortlos rollte der Arzt einen Analyseroboter an Demeter heran und zapfte ihr Blut ab. Boyt Margor blieb bei ihm und erläuterte ihm mit knappen Worten, worum es ging. Der Mediziner begriff, daß Demeter eine Außerirdische war und daher aller Voraussicht nach einen anderen Metabolismus hatte als die Terraner. Als die ersten Blutanalysen ausgewiesen wurden, zeigte sich bereits, daß deutliche Unterschiede vorhanden waren. Klare Abweichungen zeigten sich vor allem beim Blutplasma, bei den Blutfettwerten und beim Natriumgehalt.

„Ich muß Aufschluß über ihre Organe haben“, sagte der Arzt. „Haben Sie Einwände gegen eine röntgenologische Untersuchung und Kontrastaufnahmen?“

„Sind Sie sicher, daß sie die Kontrastmittel verträgt?“

Konuna zeigte auf den Analyserobot.

„Absolut. Die Zellproben, die ihr entnommen worden sind, lassen darauf schließen.“

„Dann habe ich keine Einwände.“

Der Arzt führte die angekündigten Untersuchungen durch. Er benötigte fast zwei Stunden, bis er zu einem abschließenden Ergebnis kam.

„Die Unterschiede sind nicht gravierend“, erklärte er. „Ich habe mich vor allem auf Leber, Nieren, den Magen-Darmtrakt und das Gehirn konzentriert. Die Nieren sind in jeweils zwei Einzelorgane aufgeteilt. Die Leber in vier Organe. Aber das spielt keine Rolle. Die Organe haben die gleiche Funktion wie bei uns. Die Frau wird allerdings bei gewissen Speisen vorsichtig sein müssen, weil sie nicht alle Proteinformen abbauen kann, aber das hat nichts mit den Medikamenten zu tun, die sie jetzt benötigt.“

„Dann glauben Sie, daß Sie sie aufwecken können?“

„Ich hoffe“, erwiderte Konuna. „Es kommt entscheidend darauf an, daß es gelingt, das vegetative Nervensystem zu stimulieren und damit auch Atmung und Herzfrequenz zu verbessern. Vorläufig weiß ich noch nicht, wie der chemische Umsatz an den Nervenendfasern ist. Davon hängt ab, ob die Medikamente ansprechen oder nicht.“

Boyt Margor begriff immerhin soviel, daß der Arzt nicht wußte, wie die Befehlsimpulse vom Gehirn der Demeter zu den Vollzugsorganen übermittelt wurden. Konuna begann mit einem medizinischen Vortrag, bei dem er versuchte, Margor die Schwierigkeiten auseinanderzusetzen. Der Mutant hörte jedoch nicht zu. Er verlor die Geduld. Er wußte, daß er sich mit Demeter nur für eine begrenzte Zeit in der Klinik aufhalten konnte, ohne allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Wenn Sie meinen, es verantworten zu können, dann geben Sie endlich die aktivierenden Medikamente“, forderte er daher.

Konuna beugte sich seinem Willen. Er setzte eine Hochdruckspitze an den Arm Demeters und injizierte ihr ein Präparat, das das gesamte Nervensystem stimulierte.

„Wann wird sie aufwachen?“ fragte Margor.

Konuna blickte ihn überrascht an. „Ich dachte, Sie wissen, daß ich Ihnen darüber keine exakte Auskunft geben kann“, sagte er. „Wenn psychische Dinge die gravierende Ursache für den Schock sind, dann hilft dieses Präparat nicht. Sie sollten mir erzählen, was den Schock ausgelöst hat.“

„Das erfahren Sie später“, erwiderte Margor. Er befahl, Demeter mit einem leichten Tuch zuzudecken und zum Gleiter zu bringen. Der Arzt protestierte, doch der Mutant brach seinen Widerstand mit einem einzigen PSI-Impuls.

„Sobald ich gestartet bin, werden Sie vergessen, was geschehen ist“, befahl der Mutant. „Vernichten Sie sämtliche Unterlagen, alle Analysen und Aufnahmen. Nichts darf mehr auf sie hinweisen.“

Er zeigte auf Demeter, die nach wie vor schlafend auf dem Tisch lag.

„Sie werden sich nie mehr daran erinnern, daß es sie gibt. Bringen Sie sie zu meinem Gleiter und geben Sie mir Medikamente mit, damit ich die Behandlung fortsetzen kann.“

Der Arzt gehorchte widerstandslos, machte Margor jedoch darauf aufmerksam, daß eine Verabreichung durch einen medizinischen Laien gefährlich war. Der Mutant ging über die Worte des Arztes hinweg.

Die Schwestern legten Demeter auf eine Antigravliege und transportierten sie darauf hinaus, nachdem sie sie mit einem dünnen Tuch zugedeckt und auch ihr Gesicht verhüllt hatten. Boyt Margor folgte der Antigravplatte. Er sah, daß einige Patienten und ärztliche Gehilfen aufmerksam wurden, sah darin jedoch keine Gefahr. Sie würden nicht erfahren, wer unter dem Tuch lag. Weder der Leitende Arzt noch die Schwestern konnten es ihnen sagen.

Margor achtete darauf, daß das Tuch nicht verrutschte, als sie Demeter in den Gleiter legten. Dann stieg er ein und startete, ohne sich von dem Arzt und seinen Helferinnen zu verabschieden.

Er war zutiefst enttäuscht, denn er war davon überzeugt gewesen, daß Demeter unter der ärztlichen Behandlung aufwachen würde. Damit, daß sie überhaupt keine Reaktion auf das Medikament zeigen würde, hatte er nicht gerechnet.

Er blickte auf das Bordchronometer. Es zeigte 14.35 Uhr Ortszeit an. Er ging auf Nordost-Kurs und beschleunigte. Er beabsichtigte, Demeter nach Taschkent zu bringen, wo er einen Unterschlupf mit mehreren zuverlässigen Helfern hatte. Dort, so meinte er, war sie sicher versteckt. Er konnte nach Terrania-City fliegen und mit Payne Hamiller sprechen, während sie in Taschkent blieb.

Als er etwa eine Stunde geflogen war, blickte er zufällig in den Spiegel.

Er sah, daß sich das Tuch bewegte, unter dem Demeter lag!

Boyt Margor war wie erstarrt. Er wollte sich umdrehen, wollte sehen, was sich hinter ihm tat, doch die Muskeln gehorchten seinen Befehlen nicht. Es war, als ob eine fremde Macht seine Nervenbahnen blockierte.

Plötzlich fror der Mutant. Etwas Eiskaltes schien ihm über den Nacken zu kriechen. Es war wie ein Stück Eis, das sich in Wasser verwandelte. Unmittelbar darauf wurde ihm so heiß, daß er glaubte, an ein glühendes Eisen gekommen zu sein. Sein Gesicht verzerrte sich gleichzeitig zu einer lachenden Grimasse. Er lachte schrill auf, doch schon nach Sekunden erstarb das Gelächter in Schauern der Furcht.

Im Spiegel sah er, daß sich Demeter aufrichtete. Er hörte, wie sie stöhnte. Sie schien Schmerzen zu haben.

Mit aller Kraft stemmte er sich gegen das Fremde, das ihn zeitweilig beherrscht hatte. Er schüttelte die Emotionen ab, die Demeter unbewußt in ihm ausgelöst hatte. Er drehte sich um.

Demeter saß aufgerichtet auf der hinteren Sitzbank. Das Tuch verhüllte sie nach wie vor vom Kopf bis zu den Füßen.

Boyt Margor streckte seine rechte Hand aus. Sie zitterte leicht. Behutsam streifte er ihr das Tuch vom Kopf.

Er hatte erwartet, daß sie ihn ansehen würde, doch ihre Augen waren nach wie vor geschlossen. Die Lider bebten wie unter Fieberschauern. Das schöne Gesicht war nicht mehr entspannt und friedlich, sondern bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Unwillkürlich fuhr der Mutant zurück.

Er erkannte, daß das schöne Mädchen unter unsäglichen Qualen litt. Sie stöhnte. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Zitternd und bebend schlugen sie gegen die Schenkel.

Boyt Margor wandte sich wieder den Steuerelementen zu. Die Maschine befand sich über der Schwarzen Wüste und war noch etwa eine Flugstunde von Taschkent entfernt. Margor ließ sie steil abfallen. Er wollte den Gleiter am Boden haben, wenn Demeter voll erwachte, um nicht von feindlichen Aktionen überrascht zu werden.

Er landete neben einem ausgetrockneten Flußbett, das mit blau schimmernden Kieseln gefüllt war. An Demeters Zustand hatte sich währenddessen nichts geändert.

Margor stieg aus. In der Wüste herrschte eine glühende Hitze, doch die Luft war trocken, so daß sie nicht übermäßig belastete. Der Mutant öffnete die Tür neben Demeter und nahm ihr das Tuch ganz ab.

Ihr Kopf wandte sich ihm zu, doch sie öffnete auch jetzt die Augen noch nicht.

Margor konzentrierte sich auf sie und strahlte die psionische Energie, die er in sich gesammelt hatte, auf sie ab.

Demeter riß die Augen auf!

Ihr Körper zuckte wie unter einem elektrischen Schlag.

Margor starrte sie an. Ihre mandelförmigen Augen waren dunkelgrün. Ihr Gesicht, das sich immer mehr entspannte, erschien ihm überirdisch schön. Sie besaß eine starke Ausstrahlung, die eine nachhaltige Wirkung auf ihn erzielte.

Ihm wurde bewußt, daß der Versuch, sie sich untertan zu machen, zunächst gescheitert war. Der Schwall psionischer Energie hatte ihr nicht den Willen genommen. Er hatte sie aktiviert und aus ihrer seltsamen Verkrampfung gelöst. Er streckte ihr die Arme entgegen.

„Komm“, sagte er. „Komm heraus.“

Sie lächelte, und in ihren dunklen Augen blitzte es auf. Sie neigte sich ihm zu, hatte aber sichtlich Mühe, sich zu bewegen. Mit dunkler, fremdartiger Stimme sprach sie auf ihn ein. Er verstand sie nicht.

„Warte“, sagte er und schaltete das Bordvideo-Gerät ein. Er tippte den Translator-Kode in die Tastatur. Nachdenklich blickte er sie an. „Welche Sprache sprichst du? Altgriechisch vielleicht? Hm, wir werden sehen. Ich gebe Altgriechisch als Vorinformation ein. Mal sehen, was dabei herauskommt.“

Sie blickte ihn fragend an. Aufmerksam verfolgte sie, was er tat. Jeder Handgriff schien sie zu interessieren. Erneut forderte er sie auf, auszusteigen. Sie rutschte auf der Sitzbank zur Seite und hob die Beine heraus. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz, als sie sich aufrichtete. Ihre Beine knickten ein, und sie wäre gestürzt, wenn Margor sie nicht aufgefangen hätte. Sie drückte sich von ihm ab und richtete sich erneut auf. Vorsichtig versuchte sie, den ersten Schritt zu machen.

Endlich erfaßte Margor, was mit ihr los war. Der Schrein mit seinem Lebenserhaltungssystem war offenbar doch nicht so perfekt, wie er geglaubt hatte. Demeter erging es wie vielen, die zu lange gelegen und sich nicht ausreichend bewegt haben. Ihr taten alle Glieder weh.

„Du mußt dich bewegen“, sagte er, legte den Arm um ihre Schultern und führte sie. „Auch wenn es weh tut.“

Stöhnend und ächzend ging sie ein paar Schritte. Immer wieder zuckte sie vor Schmerz zusammen, doch dann verbesserte sich die Durchblutung ihrer Extremitäten. Die Muskeln wurden weicher und gehorchten den Befehlen des Gehirns.

„Laß mich einige Schritte allein gehen“, sagte sie. Der positronische Translator übersetzte ihre Worte. Sie hallten aus dem Außenlautsprecher des Gleiters.

Demeter lächelte. Sie blickte zur Flugkabine hinüber und nickte anerkennend. Boyt Margor ließ sie los. Sie ging weiter. Zunächst waren ihre Bewegungen mühsam und schwerfällig. Einige Male schien es, als werde Demeter zu Boden stürzen, doch dann wurden ihre Bewegungen geschmeidig.

Einige Meter von dem Mutanten entfernt blieb sie stehen und machte einige gymnastische Übungen, die ihr überraschend schnell halfen. Sie lachte ausgelassen, hüpfte auf der Stelle auf und ab, ließ ihre Arme locker um die Schultern kreisen und kehrte dann zu Boyt Margor zurück.

Sie war wie ausgewandelt.

Jetzt war ihr Gang leicht und flüssig. Er ließ unwillkürlich den Gedanken in Margor aufkommen, daß sie an eine höhere Schwerkraft als die der Erde gewöhnt war.

„Na, bitte“, sagte er zufrieden. „Es scheint ja alles in Ordnung zu sein.“

„Danke“, erwiderte sie und blickte ihn freundlich forschend an. „Ich bin glücklich.“

Sie drehte sich langsam um sich selbst und betrachtete die Landschaft, in der sie sich befanden. Der gelbe Wüstensand, die blauen Kiesel in dem ausgetrockneten Flußbett, die fernen schwarzen Berge und die kümmerlichen Pflanzen, die sie sah, riefen Ratlosigkeit in ihr hervor.

„Wo bin ich?“ fragte sie. „Wie komme ich hierher?“
 „Du erinnerst dich? Weißt du, wo du zuletzt warst?“
 „Natürlich“, antwortete sie. „In der Kuppel. Ich habe mich in den Schrein gelegt. Wieso bin ich nicht mehr in der Kuppel? Wo ist der Schrein? Wer hat ihn geöffnet?“
 Der Translator übersetzte ihr Worte, Margor wußte nicht, ob seine Vorinformation richtig gewesen war, und ob sie wirklich Altgriechisch sprach. Aber das interessierte ihn auch nicht. Ihm genügte es, daß er sich mit ihr verständigen konnte. Dabei war klar, daß sie so schnell wie möglich Interkosmo lernen mußte. aber das spielte zunächst keine Rolle.
 „Das sind alles Fragen, die ich dir später beantworten werde“, erwiderte er und legte den Arm um sie. „Jetzt werde ich dich erst einmal an einen sicheren Ort bringen. Freunde werden über dich wachen.“
 „Bin ich in Gefahr?“
 „Du bist nicht in Sicherheit. Noch nicht.“ Er führte sie um den Gleiter herum und ließ sie auf dem rechten Vordersitz Platz nehmen. Er setzte sich hinter die Steuerelemente. Demeter beobachtete, was er tat. Sie war nicht im mindesten beunruhigt. Längst hatte sie gesehen, daß die Kabine keine Räder besaß. Sie war daher nicht überrascht, als sich der Gleiter plötzlich in die Luft erhob und beschleunigte, ohne daß sie in die Polster gedrückt wurde.
 Margor blickte sie an. Er wollte wissen, wie sie reagierte.
 Ihre Augen blitzten vor Freude.
 „Weißt du, was dies ist?“ fragte er.
 Überraschenderweise schüttelte sie den Kopf.
 „Nein“, erwiderte sie. „Ich habe nie so etwas gesehen oder erlebt, aber ich glaube, daß es irgendwann oder irgendwo so etwas gegeben haben muß.“
 „Du erinnerst dich nicht?“
 „Nein.“
 „Du weißt, was die Kuppel ist? Du erinnerst dich an den Schrein?“
 „Natürlich.“
 „Warum hast du dich in den Schrein gelegt?“
 Ihre Augen schlossen sich. Sie legte die Hände an die Wangen und schüttelte den Kopf.
 „Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß da eine Kuppel war.“
 „Wer hat sie gebaut?“
 „Ich erinnere mich nicht.“
 Boyt Margor versuchte, Demeters Erinnerung zu wecken, doch seine Bemühungen waren vergeblich. Was auch immer er versuchte, es half Demeter nicht. Als er in Taschkent landete, wußte er nicht mehr als zuvor.
 Demeter war erwacht. Ihr Körper war voll aktiviert. Sie war lebhaft und interessiert, aber ihre Erinnerung war blockiert. Margor vermutete, daß der psionische Schock schuld war, den er ausgelöst hatte, als er den Schrein zerschlagen hatte.
 Er brachte Demeter in ein unscheinbares Haus. Es stand am Rand der Stadt, in der chaotische Zustände herrschten. Sie war zu mehr als der Hälfte bewohnt, die öffentlichen Einrichtungen und die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern schien jedoch nicht zu funktionieren. Margor sah überall Berge von Versorgungscontainern auf den Straßen stehen. Viele von ihnen wurden geplündert.
 Ihm war es nur recht, daß ein derartiges Durcheinander herrschte. Unter diesen Umständen konnte er Demeter leichter in Taschkent verstecken.
 Er führte sie in ein einfach eingerichtetes Haus, das von vier Männern und sechs Frauen bewohnt wurde. Alle waren von ihm abhängig, so daß er Demeter bei ihnen lassen konnte, ohne um ihre Sicherheit fürchten zu müssen. Er gab ihnen den Befehl, Demeter mit allem zu versorgen, was sie wünschte, sie zu bewachen und nicht aus dem Haus zu lassen. Dann verabschiedete er sich und flog weiter nach Terrania-City.

4.

Payne Hamiller betrat sein Büro. Er war entschlossen, einige Arbeiten, die erledigt werden mußten, abzuschließen und dann zur BASIS aufzubrechen. Er wollte sich so weit wie möglich von Boyt Margor entfernen. Er war überzeugt davon, daß Margor nicht mit zur BASIS fliegen würde. Der Mutant würde auf der Erde bleiben und hier versuchen, seine Macht auszuweiten. Dabei mußte er früher oder später scheitern.
 Hamiller führte einige Videogespräche mit den wichtigsten Repräsentanten der Liga Freier Terraner, hielt eine Konferenz mit Wissenschaftlern ab, wechselte zu einer Begrüßungsrede zu einem Kongreß über, der in Terrania-City von Kosmo-Biologen abgehalten wurde, gab ein Interview für Terrania-Vision, zeichnete einen Jugendlichen aus, der eine erstaunliche Forschungsarbeit geleistet hatte, und unterzeichnete eine Reihe von Beförderungsurkunden für hochgestellte Beamte. Danach glaubte er, alle weiteren Arbeiten delegieren zu können.
 Payne Hamiller wollte sein Büro verlassen, als ihm einer seiner Mitarbeiter eine Botin meldete, die behauptete, eine wichtige Nachricht für ihn zu haben. Unmutig bat er sie zu sich.
 Sie war ein attraktives, rothaariges Mädchen. Sie setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel.
 „Nun?“ fragte er. „Was gibt es?“
 „Bitte“, erwiderte sie, „merken Sie sich genau, was ich sage.“
 „Reden Sie.“ Hamillers Stimme ließ durchklingen, daß er verärgert über die Art war, wie sie auftrat.
 „Margor schickt mich“, erklärte sie. „Kommen Sie sofort zum Treffpunkt 3 N. Margor hat eine Nachricht für Sie.“
 Die Botin stand auf und verließ das Büro. Er blickte ihr verblüfft nach. Dann begriff er. Es war falsch, ihr einen Vorwurf zu machen. Boyt Margor hatte sie als Botin benutzt und geprägt. Sie hatte jetzt bereits vergessen, was sie gesagt hatte, so daß es sinnlos gewesen wäre, sie etwas zu fragen.
 Er verständigte seinen Chefsekretär und verließ das Ministerium in einem Gleiter. Margor hatte mehrere Stützpunkte in Terrania-City. 3 N war nicht weit vom Büro Hamillers entfernt und befand sich in einem stark frequentierten Verwaltungsgebäude. Der Terranische Rat landete auf dem Parkdach. Er wollte die Maschine gerade verlassen, als das Videogerät ansprach. Er schaltete es ein und meldete sich. Sein Chefsekretär war am

Apparat.

„Wir haben eine Nachricht aus Kreta erhalten“, berichtete er. „Vanne ist in den archäologischen Ausgrabungsstätten verunglückt. Wie es heißt, befindet er sich in den unterirdischen Anlagen. Man hat keinen Kontakt mit ihm, so daß man bis jetzt noch nicht sagen kann, ob er zu Schaden gekommen ist.“

Eisiger Schrecken durchfuhr Hamiller. Er wußte sofort, was es zu bedeuten hatte, daß der 7-D-Mann in Kreta aufgetaucht war. Kershyll Vanne war mißtrauisch geworden. Er hatte die Ausgrabungsstätte aufgesucht, weil er wissen wollte, ob der Regierung etwas verheimlicht wurde.

Hamiller begriff aber auch, was es bedeutete, daß Vanne verunglückt war. Dahinter konnte nur Boyt Margor stecken.

„Was heißt das: Er ist verunglückt?“ fragte er in barschem Ton, um die wahren Gründe seiner Bestürzung zu überdecken.

„Man sagte mir, ein Teil der unterirdischen Anlagen sei eingestürzt, so daß Vanne eingeschlossen ist. Man versucht zur Zeit, zu ihm vorzudringen.“

„Damit kann ich schon mehr anfangen“, erwiderte Hamiller. „Ich bin in spätestens einer Stunde zurück.“

Er schaltete ab und verließ den Gleiter in höchster Erregung. Unerkannt ging er ins Haus. Im Antigravlift sank er nach unten, und einige Minuten später stand er vor Boyt Margor, der in einem Büro hinter einem Schreibtisch saß.

„Sie haben einen Fehler gemacht“, sagte er. „Es war falsch, einen Anschlag auf Kershyll Vanne zu verüben.“

„Sie üben Kritik?“ fragte Boyt Margor mit leiser Stimme. Erheitert verzog er die Lippen. „Wenn Vanne vorübergehend aus dem Gefecht gezogen wurde, dann geschah das zu Ihrem Schutz. Ich habe Anweisung gegeben, sein Leben zu schonen.“

„Er ist in der Halle der Demeter eingeschlossen. Man hat keinen Kontakt zu ihm, so daß man nicht weiß, ob er noch lebt.“

„Er lebt“, entgegnete der Mutant. Sein Lächeln vertiefte sich. „Ich habe inzwischen einen Videoanruf aus Kreta erhalten. Mein Mitarbeiter sagte mir, alles sei wunschgemäß verlaufen. Die Wahrscheinlichkeit sei gering, daß Vanne etwas zugestoßen ist.“

Payne Hamiller setzte sich erleichtert, als Margor auf einen der Sessel wies.

„Ich will nicht, daß Sie in Verdacht geraten, Hamiller. Deshalb befehle ich Ihnen, Vanne zu retten. Fliegen Sie nach Kreta und holen Sie ihn heraus.“

Der Terranische Rat wollte gegen die Art aufbegehren, in der Margor ihm Befehle erteilte, doch die Worte blieben ihm im Halse stecken. Er nickte nur.

„Ich habe auch eine Nachricht für Sie“, fuhr Boyt Margor triumphierend fort. „Ich habe Demeter aus ihrem Jahrtausende währenden Schlaf erweckt.“

„Wo ist sie?“ fragte Hamiller erregt. „Ich möchte sie sehen.“

„Immer langsam“, antwortete der Albino lachend. „Demeter konnte selbstverständlich nicht in Durban bleiben. Ich habe sie in ein sicheres Versteck gebracht. Sie hält mich für ihren Retter, fühlt sich mir verpflichtet und ist mir sehr zugetan. Sie hat allerdings die Erinnerung verloren. Sie weiß nicht, wer sie ist und woher sie kommt. Sie erinnert sich jedoch an die Kuppel und den Schrein.“

„Haben Sie den Namen Demeter genannt?“ fragte Hamiller. Er war atemlos vor Erregung, und er fühlte eine gewisse Eifersucht in sich, weil es ihm nicht vergönnt gewesen war, die erwachte Demeter als erste zu sehen und mit ihr zu sprechen.

„Allerdings habe ich sie Demeter genannt“, erwiderte Margor. „Damit habe ich jedoch keine besondere Reaktion in ihr hervorgerufen. Wir müssen ihr Zeit lassen, damit sie sich von dem Schock erholen kann, den sie erlitten hat.“

Margor lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er blickte Hamiller an.

„Durch diese Frau werde ich weiterkommen, Hamiller“, erklärte er. „Wahrscheinlich ist sie sogar der Schlüssel zu meiner Macht.“

Er ließ diese Worte einige Minuten lang auf Payne Hamiller wirken. Dann erhob er sich und sagte: „Fliegen Sie nach Kreta. Beeilen Sie sich.“

Der Terranische Rat gehorchte wortlos. Er verließ das Büro und vergaß, daß er die Absicht gehabt hatte, sich auf die BASIS zu retten.

*

Payne Hamiller konnte weder Anzeichen der Katastrophe, noch solche der Rettungsarbeiten erkennen, als er bei den Ausgrabungsstätten auf Kreta landete. Das Lager der Archäologen sah aus, als sei jegliches Leben in ihm erstorben. Einer der Wissenschaftler streifte am Rande der Tempelanlagen durch die frühlinggrüne Landschaft und suchte nach Kräutern. Hamiller sah, daß er bereits einige gefunden hatte. Er trug sie in einem Korb mit sich.

Erzürnt eilte der Terranische Rat auf das kuppelförmige Hauptzelt zu. Dieses öffnete sich, und Vincent Zavitz kam ihm entgegen.

„Was ist hier los?“ fragte Hamiller erregt. „Ich sehe nicht, daß man versucht, den eingeschlossenen Kershyll Vanne zu retten.“

„Aber wir tun, was wir können“, entgegnete Zavitz überrascht. Er schien nicht verstehen zu können, daß Hamiller unzufrieden war. „Leider sind die Gänge, die nach unten führen, so eng, daß nur jeweils zwei Männer darin arbeiten können.“

Hamiller kannte Vincent Zavitz als Stellvertreter von Czerk Matzlew, wußte jedoch nicht, daß der Wissenschaftler ein Paratender von Boyt Margor und der Mann war, der den Einsturz in den unterirdischen Anlagen bewirkt hatte. Er ließ sich über das informieren, was geschehen war. Zavitz eröffnete ihm, daß die Archäologen lediglich mit Schaufel und Spitzhacke in den Gängen arbeiteten.

„Wir hoffen, Vanne in zwei oder drei Tagen befreit zu haben“, erklärte der Archäologe.

„Sie scheinen den Verstand verloren zu haben“, erwiderte Hamiller. „Vanne soll nicht eine Sekunde länger

als unbedingt notwendig dort unten bleiben."

Fast hätte er hinzugefügt: „Das ist ein Befehl von Margor."

Er konnte diese Worte im letzten Moment noch zurückhalten.

„Ich weiß nicht, wie Sie sich die Bergung vorstellen", sagte Zavitz. „Es geht doch gar nicht anders als so."

„Und ob", entgegnete der Terranische Rat. „Warten Sie nur ab."

Er kehrte zu seinem Gleiter zurück und stellte eine Verbindung mit seinem Ministerium her. Er befahl seinen Mitarbeitern, sofort einige der besten Bergbauingenieure, die sich auf der Erde aufhielten, nach Kreta zu schicken. Gleichzeitig forderte er Maschinen an, mit denen in kürzester Zeit ein senkrecht verlaufender Schacht in den Boden getrieben werden konnte.

Vincent Zavitz hörte ihm fassungslos zu. Der Archäologe schien nicht begreifen zu können, daß der Terranische Rat für Wissenschaften die Zerstörung von Kulturschätzen, die vielleicht noch im Boden verborgen waren, in Kauf nehmen wollte, um ein Menschenleben zu retten.

Eine Stunde nach diesem Gespräch trafen bereits die ersten Maschinen ein. In ihrem Gefolge erschienen mehrere Ingenieure und Reporter mit ihren Aufnahmeteams. Darauf war Hamiller vorbereitet. Er sorgte dafür, daß die Ingenieure ihre Arbeit aufnehmen konnten und daß die Reporter nichts erfuhren, was wichtig war. Das Geheimnis Demeter blieb gewahrt. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Reporter auf Kershyll Vanne und die Bergung.

Die Desintegratorstrahler mit den Absaugvorrichtungen kamen aus dem Norden Afrikas auf zwei riesigen Transportplattformen. Sie waren einsatzbereit. Mit Hilfe von Strahlensondierungen hatten die Archäologen in Zusammenarbeit mit den Ingenieuren festgestellt, an welcher Stelle der Schacht nach unten getrieben werden mußte, ohne daß die Kuppel oder die anderen Anlagen gefährdet wurden.

Die mächtigen Desintegratorstrahler frästen den Boden aus. Die Materie zerfiel zu Staub. Dieser wurde abgesaugt und in geschlossene Behälter abgeleitet. Die Maschinen fraßen sich mit einer Geschwindigkeit von etwas mehr als einem Meter in der Minute in die Tiefe, so daß der Schacht nach fast zwei Stunden die Sohle der Kuppel erreichte.

Hamiller ließ die Desintegratoren zurückfahren. Zusammen mit drei Ingenieuren und tragbaren Desintegratoren schwebte er in einem abwärts gepolten Antigravfeld nach unten, während die Schachtwände noch mit einem Kunststoff abgespritzt wurden, der sie gegen Einsturz absicherte.

Als sie auf dem Grund des Schachtes angelangt waren, bearbeiteten die Ingenieure die Schachtwand mit den materievernichtenden Strahlen. Kurz darauf wurde der schimmernde Stahl der Kuppelwand sichtbar.

„Weiter", befahl Hamiller. „Verlieren Sie keine Zeit."

Die grünen Strahlen fraßen sich in den terkonitähnlichen Stahl und lösten ihn auf. Die Ingenieure schnitten ein quadratisches Stück aus der Wand. Polternd stürzte es nach innen. Licht flutete Hamiller aus der Öffnung entgegen. Er sah Kershyll Vanne, der etwa zehn Meter von ihm entfernt in der Kuppel stand. Er atmete erleichtert auf, als er merkte, daß Vanne unverletzt war.

„Ich freue mich, daß Ihnen nichts passiert ist", rief er. „Es hätte schlimmer kommen können."

Er stieg durch die Öffnung und ging zu dem 7-D-Mann, der seine Rettung gelassen zur Kenntnis nahm. Dann erst merkte er, wie groß das Ausmaß der Schäden war. Erbittert preßte er die Lippen zusammen. Der Anschlag auf Kershyll Vanne hatte keine entscheidenden Vorteile für Boyt Margor erbracht, sondern diesem lediglich einen Zeitvorsprung verschafft. Immerhin hatte dieser ausgereicht, Demeter in Sicherheit zu bringen. Hamiller war jedoch der Ansicht, daß es nicht nötig gewesen wäre, Kershyll Vanne in dieser Weise zu gefährden und derartige Schäden in der Halle der Demeter in Kauf zu nehmen.

Er wollte Vanne durch die seitliche Öffnung zum Schacht führen und nach oben begleiten. Doch das Konzept weigerte sich, die Halle schon jetzt zu verlassen.

„Was ist hier gewesen?" fragte er und zeigte auf die Grube, in der sich die Versorgungsmaschinerie des Schreins befunden hatte.

„Sie haben sicherlich längst erkannt, daß dies hier eine Anlage ist, die von Außerirdischen errichtet worden ist", erwiderte der Terranische Rat. Er umriß, wie sie entdeckt worden war, und welches Alter ermittelt worden war. „Ich habe bisher nichts davon verlautbaren lassen, weil ich mit fertigem Wissen und weitgehend abgeschlossenen Forschungsarbeiten an die Öffentlichkeit treten wollte. In der augenblicklichen Situation ist es nicht gut, der Öffentlichkeit einige Bruchstücke vorzuwerfen, mit denen sie dann doch nichts anfangen kann. Außerdem bestünde die Gefahr, daß die Arbeit der Archäologen durch allzu neugierige Reporter gestört wird, wenn wir erst einmal einen Teil unserer Erkenntnisse bekanntgeben."

„Das ist richtig", sagte Kershyll Vanne zustimmend. „Ich möchte jedoch wissen, was in dieser Grube gewesen ist und warum Sie es haben entfernen lassen."

„Eine Art Kapsel", erwiderte Payne Hamiller vage. „Messungen haben ergeben, daß der Energieumsatz dieser Kapsel recht hoch war. Daher habe ich mich mit Matzlew darauf geeinigt, sie aus der Kuppel zu entfernen und in einem Forschungsinstitut untersuchen zu lassen. Wir haben erkannt, daß eine Explosionsgefahr gegeben war, und wir wollten auf jeden Fall vermeiden, daß die Schätze in dieser Kuppel gefährdet werden."

„Ich verstehe", sagte Vanne. „Wie das Ergebnis zeigt, war diese Entscheidung ja wohl auch richtig. Es ist zu einer Explosion gekommen, bei der eine Reihe von Wissenschaftlern getötet wurde."

Payne Hamiller hatte das Gefühl, daß Vanne ihm glaubte, war sich jedoch dessen nicht völlig sicher.

„Sie haben Glück gehabt, daß Sie zu dieser Zeit nicht in dem betreffenden Forschungsinstitut waren", bemerkte das Konzept.

„Tifflor hat mich nach Terrania-City zurückgerufen", erklärte der Terranische Rat. „Es ging um Harno."

„Sie sind der einzige, der alles überlebt hat", sagte Vanne. „Ich muß Ihnen also glauben, wenn Sie sagen, daß hier eine Art Kapsel gewesen ist."

Payne Hamiller zuckte zusammen.

„Sie haben keinen Grund, mir nicht zu glauben", erwiderte er heftig. „Ich wäre froh, wenn es uns gelingen wäre zu klären, was diese Kapsel beinhaltete und was sie überhaupt zu bedeuten hatte."

„Lassen Sie uns nach oben gehen."

Hamiller begleitete den 7-D-Mann auf dem Weg nach oben.

„Ich werde einen offiziellen Bericht verfassen", erklärte der Terranische Rat. „Ich werde Tifflor

informieren, sobald ich wieder in Terrania-City bin."

„Tun Sie das", entgegnete Vanne. Von einem Antigravfeld getragen, verließen sie den Schacht. Die Reporter durchbrachen die aus Sicherheitsgründen errichteten Sperren und umringten Kershyll Vanne. Sie bestürmten ihn mit Fragen, erhielten jedoch nur nichtssagende Antworten. Payne Hamiller war froh, daß sich ihr Interesse ganz auf Vanne richtete. Er spürte, daß er in dieser Situation nicht die Kraft gehabt hätte, alle Fragen ruhig zu beantworten.

Er spürte, daß Kershyll Vanne nach wie vor mißtrauisch war.

*

Boyt Margor schaltete das Videogerät in seinem Büro in Terrania-City an, als das Rufzeichen aufleuchtete. Ein auffallend hübsches Mädchengesicht erschien auf dem Bildschirm. Das Mädchen hatte langes, schwarzes Haar und ausdrucksvolle, braune Augen. Boyt Margor hatte sie nie zuvor gesehen, dennoch erinnerte sie ihn an jemanden. Er wußte jedoch nicht, an wen.

„Verzeihen Sie die Störung", sagte sie freundlich. „Ich bin völlig durcheinander. Irgend etwas an meiner Videoleitung stimmt nicht. Sie sind doch sicherlich nicht McCody – oder doch?"

„Nein, das bin ich nicht", antwortete Margor freundlich. Das Mädchen gefiel ihm. Sie war jung und wirkte anziehend auf ihn.

„Ich kann wählen, sooft ich will, ich bekomme nie den richtigen Anschluß", erklärte sie. „Vielleicht mache ich aber auch irgend etwas falsch. Ich kenne mich nicht so aus. Ich bin erst gestern in Terrania-City angekommen."

„Woher kommen Sie denn?" fragte er.

„Von Galkats-Planet", erwiderte sie. „Dort ging alles noch ein bißchen primitiver zu. Nicht so wie hier, wo alles perfekt ist."

„Perfekt? Nun, das dürfte übertrieben sein." Margor lächelte. Das Mädchen interessierte ihn immer mehr. Er spürte, daß sie etwas an sich hatte, was ihn – zumindest vorübergehend – fesseln konnte. Er wollte sie kennenlernen und war daher bereit, das Gespräch fortzuführen.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und einer seiner Mitarbeiter trat ein. Margor blickte auf und erschrak.

Plötzlich wußte er, weshalb ihm das Mädchen bekannt vorkam. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem Mitarbeiter. Margor reimte sich blitzartig alles zusammen.

„Verzeihen Sie mir", sagte er freundlich zu dem Mädchen. „Ich muß leider abrechen. Rufen Sie mich in einigen Minuten noch einmal an."

Er schaltete ab und wandte sich dem Mitarbeiter zu. Es war ein dunkelblonder Mann von etwa fünfzig Jahren. Er war Positronikingenieur und richtete überall auf der Welt für Margor Stationen ein, von denen aus er seine Operationen führte.

„War jemand hier?" fragte er. „Haben Sie mit jemandem gesprochen?"

„Meine Tochter", antwortete der Ingenieur bereitwillig. „Ich habe sie weggeschickt."

„Woher wußte sie, daß Sie hier sind?" fragte der Mutant erzürnt.

„Ich weiß es nicht. Sie muß mich zufällig entdeckt haben."

Boyt Margor sah jetzt klar. Wahrscheinlich hatte das Mädchen ihren Vater tatsächlich nur zufällig gefunden. Sie war ihm gefolgt und hatte versucht, mit ihm zu reden. Das war nicht möglich gewesen, weil er jegliches Interesse an ihr verloren hatte. Sie war mißtrauisch geworden. Per Video hatte sie herausfinden wollen, wer ihren Vater so verändert hatte. Das war ihr gelungen.

„Wir verschwinden", befahl Margor. „Sofort."

Der Ingenieur verließ den Raum und rief die anderen vier Mitarbeiter Margors. Zusammen verließen sie die Wohnung, eilten einen langen Gang entlang zu einem Lastenfahrstuhl. Auf einer Antigravplatte schwebten sie einige Stockwerke hoch bis zu einem Zwischendach. Als sie das Gebäude verlassen wollten, bemerkte Margor das Mädchen mit vier uniformierten Männern. Sie eilten über das Parkdach auf einen anderen Eingang zu und verschwanden im Haus.

Der Mutant blieb ruhig und gelassen. Mit derartigen Pannen rechnete er ständig. Dagegen konnte er sich nicht völlig absichern, da es unmöglich war, jeglichen „Kontakt seiner Mitarbeiter mit der Öffentlichkeit zu unterbinden."

Als er sicher war, daß die Polizisten weit genug in das Gebäude eingedrungen waren, lief er mit seinen Mitarbeitern zu einem Gleiter. Er bestieg die Maschine und drückte eine Taste am Armaturenbrett. Im gleichen Moment brach in seinem nun verlassenen Stützpunkt ein Feuer aus, das sich rasch ausbreitete und sämtliche Spuren vernichtete.

Margor lächelte. Die Polizisten kamen zu spät. Er startete und flüchtete in südwestlicher Richtung bis zu einem Hochhaus, das einige Kilometer weit entfernt war. Hier setzte er seine Mitarbeiter ab, befahl ihnen, das vorbereitete Versteck in diesem Haus aufzusuchen und es nicht mehr zu verlassen, bis er ihnen die Erlaubnis dazu erteilte. Dann flog er weiter.

Ihn zog es nach Taschkent.

Er wollte Demeter wiedersehen.

*

Boyt Margor wurde unruhig, als er sich Taschkent näherte. Er machte sich Vorwürfe, weil er sich von Demeter getrennt hatte. Jetzt erschienen ihm alle Gründe, die ihn dazu veranlaßt hatten, nach Terrania-City zu fliegen, nicht mehr so stichhaltig wie vorher. Er sagte sich, daß er Hamiller auch von Taschkent aus hätte anrufen können.

Je näher er Taschkent kam, desto nervöser wurde er. Das Gefühl, einen gravierenden Fehler gemacht zu haben, vertiefte sich. Er beschleunigte die Maschine bis weit über die zulässigen Belastungswerte hinaus und ging erst wieder auf eine mäßige Geschwindigkeit herab, als er Taschkent erreicht hatte. Ganz gegen seine

sonstige Gewohnheit flog er das Versteck direkt an. Er landete vor dem Haus und ließ den Gleiter ungedeckt davor stehen.

Die Türen und Fenster standen offen. Keiner seiner Mitarbeiter hielt sich im Freien auf. Niemand kam ihm entgegen.

Boyt Margor spürte, daß er dicht davor war, die Fassung zu verlieren. Er eilte auf das Haus zu. Dabei hatte er das Gefühl, von Schritt zu Schritt mehr in eine Welt zu gelangen, in der eine höhere Schwerkraft herrschte.

Er blieb vor dem Hauseingang stehen und rang keuchend nach Atem. Ein Gefühl der Furcht kam in ihm auf. Er kämpfte dagegen an und drängte es zurück, bis ihm schließlich bewußt wurde, daß seine überreizten Nerven ihm einen Streich gespielt hatten. Sein eigenes Nervensystem behinderte und lähmte ihn.

Er atmete einige Male tief durch und tupfte sich den Schweiß mit einem Tuch von der Stirn. Dann betrat er das Haus.

Obwohl die Fenster offenstanden, herrschte im Innern ein eigenartiges Dämmerlicht.

Auf dem Boden lag eine der Frauen.

Margor kniete neben ihr nieder. Er drückte ihr die Lider hoch. Die Pupille reagierte sichtbar auf den Lichteinfall. Die Frau war nicht tot, sondern nur bewußtlos.

Der Mutant sprang auf und durchsuchte die anderen Räume des Hauses. Er fand die anderen fünf Frauen und die vier Männer im gleichen Zustand vor. Sie lagen bewußtlos auf dem Boden.

Demeter war verschwunden.

5.

Inzwischen kehrte Kershyll Vanne nach Terrania-City zurück. Er ging augenblicklich zu Julian Tiffloor. Der Erste Terraner befand sich in einer Konferenz, unterbrach diese jedoch, um den 7-D-Mann zu seiner Rettung zu beglückwünschen. „Ich bin froh, daß nichts weiter passiert ist“, sagte Tiffloor. „Das alles hätte auch schlimmer sein können.“

Kershyll Vanne nahm den Kaffee an, den Tiffloor ihm bot.

„Erzähle“, bat der Erste Terraner. „Was ist auf Kreta eigentlich los?“

„Das weiß ich auch noch nicht mit letzter Sicherheit“, entgegnete Vanne. Er runzelte die Stirn. „Ich glaube, daß Payne Hamiller uns viel besser erklären könnte, was die Vorgänge auf Kreta zu bedeuten haben, wenn er nur die Wahrheit sagen würde.“

Tiffloor blickte Vanne überrascht an.

„Er sagt nicht die Wahrheit?“

„Ich glaube nicht. Ich will nicht behaupten, daß er lügt, aber er verschweigt etwas.“ Kershyll Vanne trank den Kaffee aus. „Es gibt da einige Dinge im Zusammenhang mit Hamiller, die nicht in Ordnung sind. Wahrscheinlich bin ich nicht zufällig verschüttet worden, obwohl es mir schwerfällt, an einen Anschlag zu glauben.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Hamiller so etwas tun würde“, entgegnete Tiffloor. „Das ergibt doch keinen Sinn.“

„Ich weiß es nicht“, sagte Vanne. „Ich glaube jedoch, daß Hamiller mehr über die Kapsel weiß, die explodiert ist und dabei das Forschungsinstitut bei Durban vernichtet hat. Warum verschweigt er uns in dieser Hinsicht etwas? Sollte er etwas in der Kapsel gefunden haben, was er für sich reservieren will?“

„Wozu sollte er das tun? Er wird die Erde mit der BASIS verlassen. Was hätte er davon, wenn er hier auf der Erde etwas vor uns versteckt? Er ist intelligent genug zu wissen, daß wir es früher oder später entdecken würden.“

Kershyll Vanne schüttelte ratlos den Kopf.

„Payne Hamiller hat mir durch seine kühnen hyperphysikalischen Ideen imponiert. Sein ruhiges und ausgeglichenes Wesen haben mir gefallen. Doch von all dem habe ich auf Kreta nichts gespürt. Dort kam er mir eher vor wie ein hilfloser, junger Mann, der sich auf etwas eingelassen hat, was ihm langsam aber sicher über den Kopf wächst.“

„Ich habe ihn durch Betty überprüfen lassen“, bemerkte Tiffloor. „Sie hat nichts festgestellt. Sie ließ mich nur wissen, daß da irgend etwas sei. Sie konnte nicht konkretisieren, was sie damit meinte.“

„Vielleicht kann Hamiller sich gegen sie abschirmen?“

Julian Tiffloor schüttelte den Kopf.

„Nein“, erwiderte er. „Das kann er nicht. Dennoch: Die Mutanten werden ihn überprüfen. Sie werden ihn von nun an nicht mehr aus den Augen lassen. Wenn etwas faul ist mit Hamiller, dann werden sie es herausfinden.“

Kershyll Vanne nickte.

„Damit keine Mißverständnisse aufkommen“, sagte er, bevor er sich verabschiedete, „Payne Hamiller ist mir nach wie vor sympathisch. Ich würde ihm gern helfen, wenn ich kann, denn ich habe das Gefühl, daß er Hilfe benötigt.“

„Vielleicht sorgen die PEW-Mutanten dafür, daß wir ihm helfen können“, entgegnete Tiff. „Wir wollen es hoffen.“

Er blickte dem 7-D-Mann nach, als dieser sein Büro verließ. Er vertraute dem Terranischen Rat für Wissenschaften immer noch, und er hoffte, daß Hamiller einen schwerwiegenden Grund für sein Verhalten hatte, denn er fürchtete sich vor der menschlichen Enttäuschung.

Nachdenklich kehrte er in die Konferenz zurück.

*

Boyt Margor war außer sich.

Er rannte kopflos durch das Haus, obwohl er alle Räume schon untersucht hatte, um immer wieder zu überprüfen, ob Demeter nicht doch irgendwo war. Zwischendurch riß er seine bewußtlosen Helfer vom Boden

hoch, schüttelte sie und hielt sie mit dem Kopf unter fließendes Wasser, ohne sie damit aufwecken zu können. Schließlich sah er ein, daß er so nicht weiterkam. Er akzeptierte die Tatsache, daß die Frau, von der er sich so viel versprochen hatte, geflohen war.

Er erinnerte sich an die Medikamente, die noch im Gleiter lagen. Sie waren für Demeter vorgesehen. Er hatte sie nicht eingesetzt, weil sie von selbst zu sich gekommen war. Er rannte zum Gleiter und holte die Präparate. Er wußte nicht, ob sie in dieser Dosierung auch für die Männer und Frauen im Haus geeignet waren, doch das interessierte ihn nicht. Bei Demeter war er übervorsichtig gewesen, um sie nicht zu gefährden. Jetzt ließ es ihn kalt, ob seine Helfer durch das Medikament gefährdet wurden oder nicht. Sie waren nicht mehr als seelenlose Werkzeuge für ihn.

Er injizierte das Präparat einer Frau. Sekunden darauf begann sie, am ganzen Körper zu zittern. Ihr Gesicht rötete sich. Sie schlug die Augen auf und blickte ihn an.

„Wo ist sie?“ fragte er.

Sie versuchte zu sprechen, brachte jedoch nur unartikulierte Laute über die Lippen. Er riß sie hoch, schleppte sie in den Hygieneraum. Er drehte die Dusche auf und übergieß sie mit eiskaltem Wasser, bis sie aus der Kabine flüchtete.

„Wo ist sie?“ herrschte er sie an.

Die Frau kauerte erschöpft auf dem Boden. Sie begriff, was er meinte. „Ein Licht ging von ihr aus“, berichtete sie stammelnd. „Es war ein intensives Leuchten. Es kam von ihr und füllte den ganzen Raum aus. Ich hatte Angst.“

„Ein Leuchten?“ fragte er. „Was hat das zu bedeuten?“

„Ich weiß es nicht“, beteuerte sie ängstlich. „Es wurde dunkel um mich. Ich fiel auf den Boden und dann. . . dann waren Sie da.“

Boyt Margor erkannte, daß es sinnlos gewesen wäre, ihr Vorwürfe zu machen. Sie hatte nur das Leuchten gesehen und war dann bewußtlos geworden. Von ihr konnte er nicht mehr erfahren.

Er ließ sie in Ruhe und weckte nacheinander die anderen Männer und Frauen auf. Von ihnen erfuhr er jedoch noch weniger, da sie nicht in unmittelbarer Nähe Demeters gewesen waren, als die Leuchterscheinung aufgetreten war.

Boyt Margor begann sich zu fragen, ob Demeter wirklich geflüchtet war, oder ob dieses geheimnisvolle Leuchten etwas anderes bedeutete. Vielleicht war es gar nicht bewußt von ihr ausgelöst worden, sondern war gegen ihren Willen aufgetreten?

Vielleicht war es eine unbekannte Kraft gewesen, die sie von innen heraus zerstört hatte, weil er ihren Schlaf im Schrein gewaltsam beendet hatte?

Zum erstenmal in seinem Leben spürte Boyt Margor, was Verzweiflung ist.

*

Einige Stunden vorher.

Demeter blickte ausdruckslos auf die bewußtlos am Boden liegende Frau. Sie empfand keinen Triumph. Sie hatte lediglich das Gefühl, sich freien Raum um sich selbst geschaffen zu haben. Die Nähe der Helfer Margors hatte sie als erdrückend empfunden. Jetzt war ihr wie jemandem, der lange in qualvoller Enge gelebt hatte und endlich wieder einmal tief durchatmen konnte.

Sie ging durch die offene Tür hinaus. Es war hell. Die Sonne schien. Der Duft der Frühlingsblumen stieg ihr in die Nase.

Demeter fand, daß es nicht den geringsten Grund dafür gab, ins Haus zurückzukehren.

Bisher hatten ihr die Männer und Frauen, die sie für Freunde Margors hielt, verwehrt, das Haus zu verlassen. Sie war es nicht gewohnt, sich Befehle erteilen zu lassen. Sie erinnerte sich nicht daran, daß sie diejenige gewesen war, die befohlen hatte. Als die Helfer Margors ihr jedoch Anweisungen gaben, lehnte sie sich spontan dagegen auf.

Nach wenigen Schritten geriet sie an einen Zaun. Zwischen einigen Büschen hindurch sah sie einen Gleiter hinter dem Zaun stehen. Sie sprang leichtfüßig zum benachbarten Grundstück hinüber und ging zu der Maschine. Neugierig griff sie nach der Tür. Diese sprang wie von selbst auf.

Demeter lächelte. Sie blickte zum Haus Margors zurück. Sie war Margor dankbar, und sie hielt ihn nach wie vor für ihren Retter.

Er hatte sie jedoch gefangengehalten, und das gefiel ihr nicht.

Demeter stieg ein. Sie hatte sich in Margors Gleiter genau umgesehen und sich jeden Handgriff gemerkt. Der Gleiter war geringfügig anders als die Maschine ihres vermeintlichen Retters, dennoch fand sie sich schnell damit zurecht. Sie blickte zum Haus hinüber, ohne darüber nachzudenken, ob jemand etwas dagegen einzuwenden hatte, daß sie den Gleiter nahm. Niemand bemerkte sie.

Sie drückte eine Taste und verspürte ein leichtes Zittern. Der Antigrav arbeitete. Sie erinnerte sich daran, daß Margor eine Zahlenkombination eingetippt hatte, als er gestartet war. Sie machte es ihm nach, wobei sie wußte, daß sie damit ein Ziel angab, sich aber nicht darüber klar war, welches. Sie drückte den Startknopf und lehnte sich zurück.

Die Maschine stieg sanft auf und beschleunigte. Taschkent blieb schnell hinter Demeter zurück. Niemand beachtete den Gleiter mit der schönen Frau, und niemand schien ihn zu vermissen. Er stieg bis zu einer Höhe von etwa zehntausend Metern auf und bewegte sich mit hoher Geschwindigkeit in südwestlicher Richtung.

Demeter blickte neugierig nach unten und betrachtete die Landschaft, die unter ihr hinwegzog. Sie entdeckte nichts, was ihr bekannt war. Ihr war, als habe ihr Leben erst vor einigen Stunden begonnen.

Immer wieder versuchte sie, sich an das zu erinnern, was sie veranlaßt hatte, sich in den Schrein zu legen. Es gelang ihr nicht. Für sie gab es auch keinen Unterschied zwischen der Technik der Welt, in der sie jetzt lebte, und jener, die in dunkler Vergangenheit lag. Sie wußte nicht einmal mehr, welchem Zweck der Schrein gedient hatte. Nur eines war ihr klar. Sie hatte für eine lange Zeit in dem transparenten Behälter gelegen, denn sonst hätte sie nicht so starke Schmerzen gehabt, als sie versucht hatte, sich zu bewegen.

Oder war dafür etwas anderes verantwortlich?

Was hatte ihr die Erinnerung genommen? Und wo war der Schrein jetzt?

Sie dachte an Boyt Margor. Er hatte ihr so gut wie nichts erklärt. Alles, was sie hatte wissen wollen, war in

geheimnisvollem Dunkel geblieben.

Warum hatte er geschwiegen? Warum hatte er ihr keine klaren und deutlichen Antworten gegeben?

Demeter wurde sich dessen bewußt, daß beträchtliche Unterschiede zwischen ihm und seinen Freunden bestanden.

Das türkisfarbene Haar war ungewöhnlich. Demeter fragte sich immer wieder, ob sie je so etwas gesehen hatte. Auch die bleiche, durchsichtig erscheinende Haut Margors unterschied sich deutlich von der seiner Freunde. Demeter fand, daß diese ein Aussehen hatten, das sie als natürlicher empfand.

Aufgrund seiner zwingenden Persönlichkeit sah sie ihn dennoch als wichtiger als alle anderen an, Ihre Blicke fielen auf den Videoschirm. Sie erriet, was dieser zu bedeuten hatte. Da sie sich nichts sehnlicher wünschte, als möglichst schnell möglichst umfassend über diese Welt informiert zu werden, schaltete sie das Gerät ein. Nachdem sie einige Tasten gedrückt hatte, gelang es ihr endlich, eine öffentliche Sendung zu empfangen. Terrania-TV berichtete über die Neuerschließung der Stadt Tokio.

Demeter verstand zunächst kein Wort. Wort und Bild waren jedoch in so glänzender Weise zusammengestellt, daß sie vieles erriet. Sie wußte, daß sie ein Übersetzungsgerät hätte einschalten können, aber sie verzichtete bewußt darauf, weil sie die Sprache möglichst schnell erlernen wollte.

Sie wollte vor allem klären, ob sie sich noch immer auf dem gleichen Planeten befand wie zu jener Zeit, als sie sich in den Schrein gelegt hatte.

Andere Berichte über andere Städte der Erde folgten. Dazwischen gab es kleine Unterhaltungsfilme, bei denen es Demeter schwerfiel, zwischen aktueller Information und erfundener Filmhandlung zu unterscheiden.

Nach einigen Stunden Flug senkte sich der Gleiter ab. Eine Stadt kam in Sicht. Sie erstreckte sich über eine bergige Landschaft und reichte bis ans Meer. Die Häuser waren leuchtend weiß.

Etwa in der Mitte der Stadt erhob sich auf der Spitze eines Hügels ein Gebäude aus gelblichem Gestein, das Demeter seltsam berührte. Es bestand größtenteils aus mächtigen Säulen.

Der Gleiter landete in der Nähe dieses Gebäudes auf einem Platz, auf dem bereits mehrere Gleiter standen. Das Videobild veränderte sich. Ein hartes, kantiges Gesicht erschien und blickte Demeter forschend an. Sie hörte eine barsche Stimme. Am Armaturenbrett flackerte ein rotes Licht.

Demeter stieß die Tür auf. Sie fühlte, daß ihr Gefahr drohte. Der Gleiter erzitterte leicht und stieg plötzlich wieder auf. Sie begriff schlagartig. Jemand erhob Anspruch auf die Maschine und rief sie zurück.

Sie ließ sich gedankenschnell aus dem Gleiter fallen und stürzte etwa drei Meter tief. Sie fing sich geschickt ab und sah der Maschine nach, die sich mit hoher Beschleunigung entfernte.

Sie hatte Glück gehabt.

Wenn der Eigentümer des Gleiters sich einige Minuten früher gemeldet hätte, dann hätte sie hilflos in der Kabine zurückfliegen müssen.

Sie lächelte und schnellte sich unwillkürlich ein wenig auf den Fußballen in die Höhe.

In der Nahe gingen einige Frauen vorbei. Sie trugen farbenfreudige Hosenanzüge. Demeter blickte an sich herunter. Sie war äußerst spärlich bekleidet. Ihre Füße waren bloß. Ein schleierartiges Gespinnst verhüllte ihren Körper, ließ die Beine aber bis zu den Oberschenkeln frei. Auch die Schultern und die Arme waren nicht bedeckt.

Sie war sich klar darüber, daß sie so nicht bleiben konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Sie mußte sich Kleidung verschaffen. Sie eilte leichtfüßig über den Parkplatz zu einer Gasse hin, in der die Frauen verschwunden waren, die sie gesehen hatte. Niemand hielt sich in der engen Straße auf. Die flachen Häuser waren fast alle verschlossen. Grüne und blaue Läden verdeckten die Fenster.

Demeter ging in die Gasse hinein. Als sie einige Schritte weit gegangen war, kamen plötzlich zwei Männer aus einem der Häuser auf die Straße heraus. Sie blieben überrascht stehen, als sie sie sahen. Einer von ihnen pffte laut.

Demeter ging weiter, als sei nichts geschehen, doch einer der beiden Männer stellte sich ihr in den Weg. Breit grinsend blickte er auf sie herab. Er sagte etwas, doch sie verstand ihn nicht. Der andere legte ihr seine Hand auf die Schulter. Demeter fuhr erzürnt zurück. Stolz blickte sie die beiden Männer an.

„Aus dem Weg“, befahl sie in altgriechischer Sprache. Sie erkannte jedoch augenblicklich, daß die Männer diese nicht beherrschten. Sie sah ihnen an, wie überrascht sie waren.

Sie kamen auf sie zu und sprachen beruhigend auf sie ein. Demeter warf sich nach vorn, stieß die Männer auseinander und flüchtete durch die Gasse. Die beiden Männer rannten hinter ihr her, merkten aber schon nach wenigen Schritten, daß sie sie nicht einholen konnten, und blieben stehen.

Demeter flüchtete bis zur nächsten abbiegenden Straße. Dann blickte sie zurück. Erleichtert stellte sie fest, daß sie in vorläufiger Sicherheit war.

Nun war ihr deutlicher denn je zuvor bewußt, wie wichtig es war, daß sie andere Kleidung bekam“, damit sie sich unauffällig in der Öffentlichkeit bewegen konnte.

Als sie weiterging, kam sie an einem Haus vorbei, bei dem Fensterläden und Türen geöffnet waren. Sie betrat das Haus und kam in einen Raum, der voller Kisten stand. Einige von ihnen waren bereits entleert worden, andere waren noch geschlossen. Sie sah allerlei Gegenstände herumstehen, mit denen sie nichts anzufangen wußte. Auf einer der Kisten lagen Kleider. Demeter ging zu ihnen hin und prüfte sie. Es waren Hemden, Blusen, Jacken und Hosen. Alle waren ihr zu groß. Sie griff sich eine Hose und streifte sie sich über, um wenigstens ihre Beine zu bedecken. Sie schlug die Hosenbeine einige Male um, weil sie zu lang waren.

Plötzlich hörte sie eine Stimme.

Eine hochgewachsene, schwarzhaarige Frau kam durch eine Tür herein. Demeter lächelte freundlich. Sie ließ sich nicht stören. In aller Ruhe griff sie nach einer farbenprächtigen Bluse.

Die schwarzhaarige Frau fuhr mit wütenden Worten auf sie zu und riß ihr die Bluse aus der Hand. Als sie nach der Hose greifen wollte, die Demeter angezogen hatte, fuhr die Extraterrestrierin zurück. Sie schlug die ausgestreckte Hand zur Seite. Erst jetzt wurde sie sich dessen bewußt, daß die Kleider ebenso wie der Gleiter, den sie genutzt hatte, Eigentum waren und daß Eigentum verteidigt wurde. Sie selbst schien ein völlig anderes Verhältnis zu Eigentum zu haben. Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Die Frau, der die Kleider gehörten, schrie, wobei sie den Kopf zur Seite drehte. Demeter erkannte, daß sie jemanden zur Hilfe rief. Sie hielt die Hose mit einer Hand fest, stürzte sich auf die Frau, stieß sie mit der anderen zur Seite und flüchtete auf die Straße hinaus.

Die Frau rannte hinter ihr her und schrie aus Leibeskräften. Demeter bemerkte, daß sich Türen und Fenster

öffneten. Neugierige blickten auf sie herab, während sie zum Gleiterparkplatz lief.

Sie schalt sich eine Närrin, weil sie so viel Aufsehen erregt hatte. Gerade das hatte sie vermeiden wollen. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie zu wenig über sich und über das, was sie tun mußte, nachgedacht hatte.

Sie flüchtete zu einem Gleiter, riß die Tür auf, sprang hinein und startete, nachdem sie in aller Eile eine Kombination eingetippt hatte. Die Maschine stieg steil auf und flog auf das Meer hinaus. Kaum hatte sie die Stadt verlassen, als der Videoschirm aufleuchtete und das Bild einer Karte darauf erschien. Demeter erinnerte sich daran, daß sie eine solche Karte bei Boyt Margor gesehen hatte. Sie hatte in einem Schlitz am Armaturenbrett gesteckt.

Demeter erkannte die Zusammenhänge. Sie benötigte eine solche Karte. Damit konnte sie Eigentum erwerben und sich Dienstleistungen kaufen.

Der Gleiter flog in weitem Bogen zur Stadt zurück. Demeter tippte verzweifelt Zahlenkombinationen in den Kursrechner, doch ohne jeden Erfolg. Die Maschine landete auf einem Platz an der Küste. Ratlos blieb Demeter in der Kabine sitzen. Sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Das Videogerät lief weiter. Die Bilder einer Informations-Show weckten Demeters Interesse. Sie beschloß, die gültige Sprache konzentriert zu studieren, um sich verständlich machen zu können. Dazu benötigte sie nicht viel Zeit. Einiges hatte sie bereits auf dem Flug von Taschkent bis hierher erfaßt. Darauf baute sie nun auf. Allmählich wurde es dunkel. Demeter verspürte keinen Hunger. Sie lernte mit ganzer Kraft, und sie begriff schnell.

Sie merkte nicht, wie die Zeit verging. Die Nacht brach herein und ging vorüber, ohne daß sie jemand störte. Das Videoprogramm lief pausenlos weiter. Es war interessant und informierte Demeter über alle Lebensbereiche. So erfuhr sie in wenigen Stunden mehr über die Erde, die Liga Freier Terraner und über die Menschen, die aus allen Teilen der Galaxis zur Erde zurückkehrten, als Boyt Margor oder irgend jemand anderes ihr hätte erzählen können.

Als der neue Tag anbrach, verstand Demeter fast jedes Wort. Sie versuchte, mitzusprechen, um sich an die neue Sprache zu gewöhnen, aber das gelang ihr noch nicht so gut. Es genügte ihr jedoch vorerst, daß sie nun zumindest jeden verstehen konnte, der mit ihr sprach. Darüber hinaus aber hatte sie auch viele Dinge des täglichen Lebens erfaßt und einiges über die Mentalität der Terraner gelernt.

Sie besaß nun ein Grundwissen, das ihr Sicherheit verlieh. Sie wußte, daß sie sich in Athen befand, einer Stadt, die, wie viele andere Städte auch, neu besiedelt wurde. Offenbar waren die Terraner für eine gewisse Zeit nicht auf ihrem Planeten gewesen. Den Grund dafür erfuhr Demeter nicht.

Allmählich erwachte die Stadt zum Leben. Auf den Straßen erschienen Männer und Frauen. Gleiter starteten, und ein Schiff lief aus. Ein Mann näherte sich einem Gleiter, der in ihrer Nähe stand. Demeter fand, daß er elegant gekleidet war. Sie stieg aus und ging ihm entgegen. Er blieb überrascht stehen.

„Bitte“, sagte sie schwerfällig. „Helfen Sie mir.“

Sie wandte sich ihrem Gleiter zu.

„Ich habe keine Karte.“

Diese Sätze hatte sie lange geübt. Dennoch kamen die Worte nur stockend über ihre Lippen.

Er blickte sie lächelnd an. Sie bot einen seltsamen Anblick mit dem schleierartigen Gewand und der viel zu großen Männerhose, aus der die nackten Füße hervorlugten.

„Sie wollen nach Hause?“ fragte er.

„Ja – aber ich kann nicht.“

„Wo sind Sie denn zu Hause?“

Sie strahlte ihn an und strich sich eine silberne Locke aus der Stirn.

„In New York“, erwiderte sie und zwinkerte ihm zu.

„Wenn's nur das ist“, sagte er lachend. „Unter diesen Umständen kann ich Ihnen die Bitte wohl nicht abschlagen.“

Er glaubte ihr nicht. Er war überzeugt davon, daß sie nur ein paar Kilometer weit fliegen wollte und dann zu Hause war. Er öffnete die Tür ihres Gleiters und schob seine Kreditkarte in den Zahlschlitz. Ein grünes Licht leuchtete auf. Er zog die Karte wieder heraus.

„Bitte sehr“, sagte er amüsiert. „Kommen Sie gut nach Hause.“

„Danke.“ Sie stieg ein.

„Vielleicht können wir uns wiedersehen?“

„Gern.“

„Heute abend. Um 20 Uhr?“

„Hm“, machte sie und nickte ihm lächelnd zu. Er schloß die Tür. Demeter drückte die Starttaste. Die Maschine stieg steil auf.

Demeter tippte blitzschnell die Daten von New York ein. Wie sie das machen mußte, hatte sie aus einer Fernsehsendung erfahren, und die dazu gehörigen Daten fand sie in der Maschine.

Lächelnd lehnte sie sich in den Polstern zurück. Sie hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wie weit New York von Athen entfernt war, aber auch davon, wie der großzügige Spender des Fluges reagieren würde, wenn er erfuhr, daß sie keineswegs gescherzt hatte.

6.

„Wohin fliegen wir eigentlich?“ fragte Eawy ter Gedan.

„Erst einmal weg von Durban“, antwortete Bran Howatzer, der am Steuer des Gleiters saß. „Von dieser Gegend habe ich die Nase voll.“

„Und wo soll es hingehen?“

„Verdammt, bist du hartnäckig.“

„Wir geben die Suche nach Boyt Margor doch nicht auf?“

„Natürlich nicht“, erwiderte der Pastsensor. „Auf keinen Fall. Oder?“

Er blickte zu Dun Vapido zurück, der mit mürrischem Gesicht hinter ihm saß. Der PSI-Analytiker

antwortete nicht.

„Wo fangen wir an?“ Eawy ter Gedan ließ nicht locker.

„Bei Demeter“, erklärte Vapido.

„Und wo ist die?“

„Bei Margor.“

„Ihr regt mich auf“, sagte Eawy ter Gedan wütend. „Wir wissen weder, wo Margor ist, noch wo er Demeter versteckt hält.“

„Er muß sich irgendwo in der Nähe von Durban einen Gleiter besorgt haben“, stellte Dun Vapido fest. Er richtete sich auf. Seine Haltung straffte sich. Das war ein deutliches Zeichen dafür, daß er nun bereit war, an der Diskussion teilzunehmen. „Wir könnten die Gegend durchkämmen, die dafür in Frage kommt. Das Risiko dabei ist, daß die Ordnungshüter uns wieder in die Quere kommen.“

„Ich habe keine Lust, noch einmal im Bau zu landen“, sagte Eawy.

„Ich auch nicht“, bemerkte Howatzer. „Nach Durban gehe ich nicht. Wir müssen wieder ganz von vorn beginnen. Am besten fliegen wir nach Kreta. Da hat alles begonnen. Vielleicht können wir dort die Spur wieder aufnehmen.“

„Einverstanden“, sagte Eawy. „Das ist ein Wort.“

„Eine gute Idee“, lobte Dun Vapido. „Bis dahin haben wir aber ja noch ein bißchen Zeit. Ich möchte schlafen.“

„Wir haben nicht vor, dich zu stören“, bemerkte das Relais.

Dun Vapido schloß die Augen und schwieg. Der Gleiter raste nach Norden. Bran Howatzer führte ihn bis auf eine Höhe von mehr als zehntausend Metern und brachte ihn auf die Höchstgeschwindigkeit. Nach kaum acht Stunden Flugzeit überflogen sie die nordafrikanische Küste. Kreta rückte schnell näher. Eawy ter Gedan weckte Dun Vapido.

Der PSI-Analytiker war sofort wach. Er blinzelte in die Sonne, die den Zenit bereits überschritten hatte.

„Was ist los?“ fragte er mürrisch. „Kann man nicht einmal eine halbe Stunde in Ruhe schlafen?“

„Wir nähern uns Kreta“, erwiderte das Relais. „Ich kann den lokalen TV-Sender schon empfangen.“

Sie schaltete das Video-Gerät ein und stellte es auf den Sender von Athen ein.

„Diese Sendungen sind langweilig“, protestierte Vapido. „Immer diese Erfolgsmeldungen von durchgeführten Erschließungsarbeiten. Fällt denen denn gar nichts anderes mehr ein?“

Kreta kam in Sicht. Bran Howatzer deutete nach unten.

„Soll ich landen?“

„Auf jeden Fall“, sagte Eawy. „Deshalb sind wir ja hier.“

Die Fernsehsendung lief weiter, ohne daß sie das Interesse von Vapido wecken konnte. Gelangweilt folgte der PSI-Analytiker die Berichte. Bran Howatzer ließ den Gleiter steil absinken, bis er nur noch etwa hundert Meter über dem Meer flog. Er lenkte die Maschine durch die Schluchten der Berge, die Kretas Süden begrenzten, und näherte sich der Ausgrabungsstätte in der Sichtdeckung der Hügel und Bäume. Schließlich setzte er den Gleiter auf einer kleinen Anhöhe auf, die kaum einen Kilometer von dem Tempel entfernt war. Er und das Relais stiegen aus. Verwundert blickten sie Dun Vapido an, der keinerlei Anstalten machte, seinen Polstersessel zu verlassen.

„He, was ist mit dir?“ fragte Eawy. „Bist du etwa wieder eingeschlafen?“

Dun Vapido öffnete die Augen und blickte sie schläfrig an.

„Ich verfolge die TV-Sendung“, erwiderte er. „Sie ist äußerst informativ.“

Überrascht blickte das Mädchen auf den Videoschirm. Eine Sprecherin verlas Nachrichten. Eawy wollte etwas sagen, doch Bran Howatzer legte ihr mahnend die Hand auf die Schulter und führte sie vom Gleiter weg.

„Laß ihn“, sagte er leise. „Er hat seine Gründe.“

Sie warteten ab, bis die Sendung vorbei war. Dann stieg der PSI-Analytiker schwerfällig aus. Er reckte sich und schüttelte die Arme und Beine aus, um die verkrampten Muskeln zu lockern. Er zog sich dann seine Hose hoch und gesellte sich mürrisch zu dem Mädchen und dem Pastensor.

„Also, was ist los?“ fragte Howatzer.

„In Athen hat jemand eine Hose geklaut“, verkündete er. „Ein entwendeter Gleiter wurde per Funk nach Taschkent zurückgerufen.“

Howatzer und das Mädchen sahen sich an. Das Relais blickte mit gespielter Verzweiflung zum Himmel hinauf.

„Wir sind nicht auf der Suche nach einer Hose“, stellte Howatzer fest.

„Richtig“, bestätigte der PSI-Analytiker und strich sich über das knochige Kinn. „Bestimmt interessiert uns aber, wer in der Hose steckt. Demeter hat kein Geld. Sie hat überhaupt nichts. Nur dieses schleierartige Gewand. Könnt ihr mir verraten, wie sie sich darin unauffällig unter den Menschen bewegen soll? Sie muß sich zunächst normale Kleidung besorgen. Wie soll sie das aber anstellen, wenn sie keine Kreditkarte hat.“

„Auf nach Athen“, sagte Howatzer. „Ich ahnte doch, daß wir ihre Spur in Griechenland finden.“

„Wenn Götter unter den Menschen wandeln, haben sie es verdammt schwer“, bemerkte Dun Vapido.

„Götter?“ fragte Eawy ter Gedan.

„Was sich so Götter nennt“, erwiderte er, während die Maschine startete. „Wetten, daß Demeter es nicht leicht hat, sich auf die Mentalität der heutigen Menschen umzustellen? Sie ist es gewohnt, wie eine Göttin behandelt zu werden. Vermutlich nimmt sie sich deshalb einfach das, was sie braucht. Und wenn das den Menschen nicht paßt, ist sie völlig überrascht.“

„Sie hat einen schweren Stand“, sagte Eawy ter Gedan. „Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Ohne Hilfe kommt sie nicht aus. Sie kann sich vielleicht einen oder zwei Tage lang halten, aber dann braucht sie jemanden. Sie kann nicht länger in diesem Gewand herumlaufen. Sie kann sich nicht verstecken, ohne gewaltsam in irgendeine Wohnung einzubrechen. Und in der Wildnis kann sie auch nicht überleben.“

„Früher oder später wird sie hungrig. Und dann wird es wirklich schwierig für sie.“

„Ich staune nur“, sagte Bran Howatzer. „Ihr redet über Demeter, als wäre es ganz selbstverständlich, daß sie Boyt Margor weggelaufen ist. Dabei gibt es überhaupt keinen Beweis dafür, daß sie das getan hat.“

„Du meinst, das in Athen könnte jemand anderes gewesen sein?“ fragte Eawy.

„Natürlich. Warum sollte es ausgerechnet Demeter gewesen sein? Wir wissen doch, daß Boyt Margor sie sich geschnappt hat.“

„Es war Demeter“, sagte Vapido überzeugt. „Die Tatsache, daß ein simpler Hosendiebstahl in den Lokalnachrichten von Athen erwähnt wird, zeigt, wie ungewöhnlich so etwas ist. Derartige Verbrechen kommen in unserer Zeit nicht mehr vor, weil sich jeder Bedürftige bei den öffentlichen Versorgungsanstalten eine Übergangskleidung abholen kann. Ein Hosendiebstahl ist so grotesk, daß er entweder nur von einem Geistesgestörten oder von einem Außerirdischen verübt werden kann, der nichts von dem Leben in unserer Gesellschaft weiß.“

„Wir werden bald wissen, was da wirklich los war“, sagte Howatzer.

„Es ist eine Tatsache, daß Demeter Margor entkommen ist“, faßte Vapido zusammen. „Also sind nicht nur wir hinter ihr her. Er ist es auch. Und das macht die Sache für uns gefährlich.“

„Aber auch interessant, denn wir wollen nicht Demeter, sondern Margor“, entgegnete Eawy. „Er wird uns ins Messer laufen.“

„Wenn ich nur wüßte, wo Demeter jetzt ist“, sagte Howatzer. „Wir müssen sie auf jeden Fall vor Margor erwischen, denn dann brauchen wir nur noch auf ihn zu warten.“

*

Demeter staunte, als sie die Wolkenkratzer von New York sah. Diese Gebäude übertrafen alles, was sie in Taschkent und Athen gesehen hatte. Zugleich kamen sie ihr irgendwie bekannt vor. Sie versuchte, sich zu erinnern, doch die Bilder einer anderen Stadt, die sie an anderer Stelle und in einer anderen Zeit gesehen zu haben glaubte, blieb im dunkeln.

Demeter fragte sich, wann der Mann, der den Flug bezahlte, merkte, worauf er sich eingelassen hatte, und was er dann tun würde. Würde er die Maschine zurückrufen? Hatte sie noch Zeit, bis sie in der Stadt vor ihr gelandet war? Und was würde dann geschehen? Begannen dann die Schwierigkeiten nicht von neuem? Sie benötigte andere Kleider, und sie litt unter bohrendem Hunger und Durst. Sie hatte die Flugkabine bereits untersucht, aber nichts gefunden, was sie hätte essen oder trinken können.

Während die Maschine mehr und mehr an Höhe verlor, bemerkte Demeter ein Schiff, das parallel zur Küste fuhr. Es schleppte ein Netz hinter sich her. Deutlich waren die Markierungsbojen auf dem dunkelblauen Wasser zu erkennen.

Demeter erkannte, was zu tun war.

Sie schaltete den Autopiloten aus und die Manuellsteuerung ein. Dann ließ sie den Gleiter steil abfallen und zog ihn in eine weite Kurve. Dabei ließ sie ihn schwanken, beschleunigte hin und wieder voll, um dann wieder zu verzögern. Sie hoffte, damit den Eindruck zu erwecken, daß die Maschine beschädigt war.

Sie näherte sich dem Schiff bis auf etwa fünfhundert Meter, dann öffnete sie die Seitentür und sprang aus etwa sechs Metern Höhe ins Wasser. Der Gleiter flog weiter. Die positronischen Sicherheitseinrichtungen schalteten auf Automatik um, so daß die Maschine Höhe und Geschwindigkeit beibehielt. Sie entfernte sich rasch in nördlicher Richtung.

Demeter war entsetzt über das eiskalte Wasser. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie merkte schon nach wenigen Schwimmszügen, daß sich ihre Muskeln verhärteten.

Hatte man sie auf dem Schiff überhaupt bemerkt?

Fast schien es so, als habe niemand sie gesehen, doch dann wurde das Schiff langsamer. Ein Gleiter stieg vom Heck auf und schoß auf sie zu. Das Schiff wurde wieder schneller, da es das Schleppnetz mit den Fangeinrichtungen straff halten mußte.

Demeter winkte dem Piloten des Gleiters zu. Sie konnte sich kaum noch über Wasser halten.

Der Gleiterpilot entdeckte sie und führte die Maschine an sie heran. Er ging so tief herunter, daß die Wellen gegen den Rumpf des Gleiters schlugen. Dann beugte er sich weit aus der offenen Tür, packte eine Hand Demeters und zog die schöne Frau aus dem eiskalten Wasser.

Verblüfft blickte er sie an, als sie neben ihm saß.

„Von welcher verrückten Party kommen Sie denn?“ fragte er, während er zum Schiff zurückflog.

Sie versuchte zu sprechen, aber sie schaffte es nicht. Sie zitterte am ganzen Körper vor Kälte und war einer Ohnmacht nahe. Sie kam erst wieder voll zu sich, als man sie aus dem Gleiter geholt und zwei Frauen übergeben hatte, die sie auszogen, abtrockneten und in eine wärmende Kombination steckten. Sie verabreichten ihr Rum. Demeter glaubte zunächst, daran zu ersticken, als sie ihn getrunken hatte, doch dann fühlte sie, wie er die Kälte vertrieb.

„Danke“, sagte sie stammelnd. „Vielen Dank.“

Die beiden Frauen führten sie aus der Medo-Station zu einem Mann, der einen dicken Pullover und eine Fellmütze trug. Er streckte ihr seine riesige Hand entgegen.

„Ich bin der Kapitän“, eröffnete er ihr. „Nennen Sie mich Joe. Wie ist Ihr Name?“

„Dunja“, erwiderte sie. Dieser Name war ihr in einer Fernsehsendung aufgefallen.

„Okay, Dunja“, sagte der Kapitän. „Was war los? Wie kamen Sie auf den verrückten Gedanken, an einem so kalten Märztag im offenen Meer zu baden?“

Sie schüttelte nur den Kopf und preßte die Lippen zusammen. Sie begriff, daß ihr Gleitermanöver die Männer auf dem Schiff nicht getäuscht hatte.

„Na schön“, sagte der Kapitän. „Wenn Sie nicht reden wollen, werde ich Sie in Ruhe lassen. Haben Sie Hunger? Ich möchte Sie zum Essen einladen.“

Ihre Augen leuchteten auf.

„Ich sterbe fast vor Hunger“, gestand sie.

„Dann kommen Sie.“ Er führte sie durch das Schiff in einen elegant eingerichteten Salon, in dem einige andere Männer an den Tischen saßen und aßen. „Wir brechen heute mit einer heiligen Tradition, nach der es auf einem Fischerboot keinen Fisch geben darf. Meine Männer und ich haben aber in ihrem ganzen Leben

noch keinen terranischen Fisch gegessen. Wir sind erst seit fünf Tagen auf der Erde. Verstehen Sie? Und deshalb gibt es heute Fisch von unserem ersten Fang."

Er führte Demeter zu einem freien Tisch. Dabei stellte er sie seinen Männern vor. Diese reagierten mit anerkennenden Pfiffen.

Demeter stürzte sich mit einem wahren Heißhunger auf den Fisch, den man ihr vorsetzte. Vergnügt verfolgte der Kapitän, wie sie aß. „Wohl bekomm's", sagte er und ließ ihr ein Bier reichen.

„Danke", entgegnete Demeter. „Ob Sie es glauben oder nicht, ich habe einen Hunger, als hätte ich seit einigen Jahrtausenden nichts mehr gegessen."

Der Kapitän lachte schallend.

Seine Freude hielt jedoch nicht lange an. Demeter wurde blaß, als sie die Mahlzeit beendet hatte. Ihre Lippen verfärbten sich.

„Ich glaube, ich muß an die frische Luft", sagte sie mühsam.

Besorgt sprang der Kapitän auf. Er legte den Arm um sie und führte sie zum Ausgang. Demeter brach ohnmächtig zusammen, bevor sie ihn erreicht hatte.

*

Zur gleichen Zeit betrat Boyt Margor das Polizeipräsidium von Athen. Zielstrebig ging er in das erste Stockwerk hinauf und betrat das Dienstzimmer eines hohen Beamten.

Kommissar Anoutis erhob sich, als er den Mutanten sah.

„Was kann ich für Sie tun, Margor?" fragte er ergeben.

„Ich suche eine Frau", erwiderte er. „Ich weiß, daß sie hier ist. Sie ist mit einem Gleiter gekommen, den sie in Taschkent entwendet hat."

Er beschrieb Demeter und die Umstände, unter denen er ihre Spur ausgemacht hatte. Da sie einen Privatgleiter benutzt hatte, der zurückgerufen worden war, hatte Margor die Verfolgung schon bald aufnehmen können.

„Diese Frau war hier. Sie ist uns wieder entkommen. Der Mann, der ihr die Flucht ermöglicht hat, verweigert uns die Auskunft. Ihr Verhalten läßt den Verdacht aufkommen, daß sie eine außerirdische Agentin ist, und deshalb haben wir..."

„Schon gut", unterbrach ihn der Albino. „Bringen Sie mich zu diesem Mann."

Wortlos führte ihn der Beamte zum Parkdach des Präsidiums, wo ein Gleiter auf sie wartete. Minuten später schon standen sie vor einem Haus am Hafen. Ein elegant gekleideter Mann öffnete ihnen. Forschend blickte er sie an.

„Was führt Sie zu mir?" fragte er, als er die Dienstkarte des Kommissars gesehen hatte. Er trat zur Seite, um die Besucher einzulassen.

„Wir wollen wissen, wohin die Frau geflogen ist, der Sie den Gleiterflug bezahlt haben", erklärte der Polizist.

Agelo Kiapekos schüttelte den Kopf.

„Das erfahren Sie nicht von mir, das habe ich Ihnen doch schon gesagt."

„Warum nicht?" fragte Anoutis.

„Weil dieses bezaubernde Biest so charmant war, daß ich ihr nichts übelnehme. Sie hat mir die Wahrheit ins Gesicht gesagt, und ich habe nur gelacht. Der Humor ist mir auch jetzt noch nicht vergangen."

„Sie ist also sehr weit geflogen", stellte Margor fest.

„Ich sage nichts."

„Wir können Ihr Konto überprüfen lassen", drohte der Polizist.

„Das Recht haben Sie nicht, es sei denn, daß ich meine Einwilligung gebe. Die bekommen Sie aber nicht."

Die Polizei war bei ihren Nachforschungen auf Agelo Kiapekos gestoßen, weil Zeugen gesehen hatten, wie er mit Demeter sprach. Er hatte zugegeben, daß er ihr den Flug bezahlt hatte, sonst aber geschwiegen.

„Also schön", sagte Boyt Margor. „Wenn Sie es nicht anders wollen, mache ich es mit meiner Methode."

Er blickte Kiapekos durchdringend an. Der Grieche wich erbleichend vor ihm zurück. Er ahnte, daß man ihm sein Wissen mit Gewalt entreißen wollte. In panischer Angst wollte er aus dem Haus flüchten.

Boyt Margor ließ ihn bis in den Garten hinter dem Haus entkommen, dann schlug er erbarmungslos zu. Eine unsichtbare Spirale psionischer Energie schoß auf Agelo Kiapekos zu, erfaßte ihn und machte ihn zu einem Paratender.

Boyt Margor ging ihm nach, als er sich seines Erfolgs sicher war. Er fand Kiapekos im Garten. Der Grieche zitterte am ganzen Körper. Sein Gesicht sah grau und eingefallen aus.

„Wohin ist sie geflogen?" fragte Margor.

„Nach New York", antwortete er kraftlos.

7.

„Ich weiß nicht, was mit ihr los ist", beteuerte der Kapitän. „Sie hat gegessen. Danach ist ihr schlecht geworden, und sie ist zusammengebrochen."

„Okay", sagte der Pilot des Rettungsgleiters. „Wir bringen sie in die Klinik."

Er schlug die Tür zu und startete. Mit hoher Beschleunigung raste der Gleiter davon. Der Pilot blickte über die Lehne seines Sitzes zurück. Demeter lag totenbleich auf einer Trage hinter ihm. Ein junger Arzt kümmerte sich um sie, konnte jedoch vorläufig kaum etwas für sie tun.

„Sie sieht seltsam aus", sagte der Arzt. „Als wenn sie nicht von der Erde wäre."

„Die Rücksiedler kommen aus allen Teilen der Galaxis zu uns", entgegnete der Pilot. „Wer weiß, wo sie aufgewachsen ist."

Mit flammenden Signallichtern raste er an den hoch aufsteigenden Flanken der Wolkenkratzer von Manhattan vorbei. Er landete auf einer vorspringenden Landezunge auf halber Höhe eines Hochhauses. Es

war mit einem roten Kreuz gekennzeichnet. Einige Helfer warteten bereits.

In fliegender Eile hoben sie Demeter aus dem Gleiter. Sie hefteten zwei Antigravmotoren an die Trage und schoben sie im Laufschrift in das Gebäude. Sie brachten sie auf die Intensivstation, wo sich ihr automatisch eine Reihe von Sonden anlegten. Ein Medoroboter schob ihr einen Schlauch durch den Mund in den Magen und saugte ab, was sie gegessen hatte. Gleichzeitig begannen zwei Ärzte mit der Untersuchung. Die Intensivbehandlung konnte erst beginnen, wenn die Diagnose gestellt war.

„Alles deutet auf eine Fischvergiftung hin“, sagte George Moren, der Leitende Arzt der Station. „Jedenfalls nach den Worten des Kapitäns.“

„Das stimmt aber nicht“, entgegnete Janet Brix, eine dunkelblonde Frau von mittleren Jahren. Sie fungierte als Oberärztin, galt aber wegen ihres Könnens als die eigentliche Chefärztin. Die anderen Ärzte des Krankenhauses munkelten, die Besetzung der verantwortlichen Stellen in der Klinik sei überstürzt erfolgt. Man vermutete, daß die Behörden unter dem Druck der aus der Galaxis zurückkehrenden Menschenmassen viele vorschnelle Entscheidungen getroffen hatten.

Janet Brix äußerte sich dazu nicht. Sie verhielt sich stets so, daß die Autorität von George Moren nicht gefährdet war.

„Richtig“, bestätigte er. „Die Anzeichen deuten nicht auf eine Fischvergiftung hin, sondern auf eine Proteinunverträglichkeit.“

„Dafür sind diese Werte völlig verrückt“, sagte sie und deutete auf die Bildschirme der computergesteuerten Medoroboter. „Es sei denn, daß sie eine Außerirdische ist.“

Die beiden Ärzte blieben ruhig. Sie arbeiteten schnell, aber nicht hastig, obwohl die Zeit drängte. Sie waren erfahren genug, um zu erkennen, daß es schlecht um die Frau stand, die vor ihnen lag.

Einige Minuten vergingen.

„Sie ist eine Außerirdische“, stellte Janet Brix fest. „Kein Zweifel. Sehen Sie sich die Röntgenbilder an.“

„Dann ist alles klar“, sagte er. „Sie hat den Fisch gegessen, ohne zu wissen, daß diese Eiweißform pures Gift für sie ist.“

Er blickte Demeter lange an.

„Wir schaffen es.“

„Davon bin ich überzeugt“, sagte Janet Brix mit einem bitteren Lächeln.

Schweigend arbeiteten sie weiter. Sie leiteten die ersten Gegenmaßnahmen ein und beobachteten aufatmend, daß die Außerirdische positiv darauf reagierte.

Zwei Stunden nach ihrer Einlieferung in das Krankenhaus hatte Demeter die gefährlichste Krise ihres neuen Lebens überstanden. Weitere zwei Stunden später wachte sie auf. Verwirrt blickte sie sich in dem nüchtern eingerichteten Krankenzimmer um. Ein großer, dunkelhaariger Mann stand vor ihrem Bett und blickte mit einem beruhigenden Lächeln auf sie herab.

„Es ist alles in Ordnung“, sagte sie. „Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.“

Er setzte sich zu ihr auf die Bettkante und griff nach ihrer Hand, um den Puls zu fühlen. Instinktiv versuchte Demeter, sie ihm zu entziehen. Mit sanfter Stimme erläuterte er ihr, was er beabsichtigte. Sie streckte den Arm wieder aus.

„So ist es gut“, lobte er. „Ich bin George Moren. Ich habe mich um Sie gekümmert, als Sie eingeliefert wurden. Es sah ziemlich schlecht für Sie aus, aber jetzt sind Sie über dem Berg.“

Sie blickte ihn mit großen Augen an. Sie verstand ihn nicht.

„Sie haben Fisch gegessen. Das hätten Sie nicht tun dürfen. Fisch ist Gift für Sie. Wahrscheinlich gibt es noch einige andere Dinge, die Sie nicht vertragen können. Wir werden das klären, bevor wir Sie entlassen.“

Moren hielt ihre Hand länger als notwendig. Sie merkte, daß die ärztliche Untersuchung beendet war, und zog sie zurück.

„Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie heißen?“ fragte er.

„Dunja“, antwortete sie. „Dunja Varency.“

Sie sprach Interkosmo mit einem eigenartigen Akzent. Der Arzt lächelte. Er zweifelte nicht daran, daß sie ihm nicht ihren wahren Namen genannt hatte, aber er zeigte es ihr nicht.

„Dunja“, sagte er. „Sie sollten jetzt ein wenig schlafen.“

Er erhob sich, drehte sich um und sah, daß Janet Brix in der Tür stand. Überrascht blickte er sie an. Sie trat zurück auf den Gang. Er folgte ihr und zog die Tür hinter sich zu.

„Ich möchte dich sprechen“, flüsterte sie.

„Was soll das?“ fragte er ebenso leise. „Muß das sein?“

„Ich will dich sprechen. Sofort.“

Er nickte seufzend und ging mit ihr in sein Arbeitszimmer. Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, da fuhr sie ihn an: „Du benimmst dich lächerlich. Du stellst einer Außerirdischen nach, die deine Patientin ist.“

„Sie ist eine faszinierende Frau. Sie ist nicht nur schön. Sie ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich.“

„Du wirst sie in Ruhe lassen“, forderte sie wütend. Tränen stiegen ihr in die Augen.

Er lächelte herablassend.

„Deine Eifersuchtsanfälle gehen mir auf die Nerven.“

Sie fuhr wortlos herum und verließ das Chefarztzimmer. Er blickte ihr nach, und sein Gesicht verdüsterte sich. Er wußte, daß er es sich nicht leisten konnte, sich Janet Brix zur Feindin zu machen, doch er fühlte auch, daß er der Faszination, die von der Patientin mit dem silbernen Haar ausging, nicht widerstehen konnte. Diese Frau schlug ihn in den Bann. Er war sich darüber klar, daß er alles zu zerstören drohte, was er mit Janets Hilfe aufgebaut hatte, dennoch hatte er nicht die Kraft und den Willen, sich gegen seine Patientin zu wehren.

*

Demeter fühlte sich schwach und elend, als sie nach einigen Stunden Schlaf aufwachte, und sie hatte heftige Kopfschmerzen.

Vor ihrem Bett stand eine dunkelblonde Frau und blickte sie an. Janet Brix nahm einen Stuhl und setzte sich neben das Bett.

„Sie sind eine Außerirdische“, sagte sie. „Und Sie verstecken sich. Vielleicht haben Sie sogar einen Auftrag, der gegen die Menschheit gerichtet ist.“
„Nein, das ist nicht wahr“, sagte Demeter. „Das ist völlig falsch.“
„Warum stellen Sie sich dann nicht den Behörden? Ich habe inzwischen erfahren, unter welchen Umständen Sie auf das Schiff gekommen sind. Daher weiß ich so gut wie alles über Sie.“
„Was wollen Sie von mir?“ fragte Demeter und richtete sich auf. Stöhnend griff sie sich an den Kopf.
„Ich will, daß Sie aus dem Krankenhaus verschwinden, bevor der neue Tag anbricht“, erklärte die Ärztin.
„Sie richten nur Unheil an.“

„Ich verstehe nicht.“ Demeter war verwirrt.
„Das ist auch nicht notwendig. Mir genügt es, wenn Sie verschwinden.“
Demeter ließ sich ins Kissen zurücksinken. Sie musterte die Ärztin und begriff. Sie nickte. „Ich gehe“, versprach sie, „aber Sie müssen mir helfen. Ich habe kein Geld. Überall falle ich auf, weil ich nicht bezahlen kann. Ich habe nicht einmal Kleider.“
„Sie erhalten alles von mir“, sagte Janet Brix. „Ich gebe Ihnen etwas zum Anziehen, und Sie können über mein Konto verfügen. Ich bin nicht arm.“

„Sie haben Angst um den Mann, den Sie lieben.“
„Und wenn es so wäre?“
„Ich verstehe Sie“, erklärte Demeter sanft. „Und ich will Ihnen den Mann nicht wegnehmen. Ich gehe sofort, wenn Sie mir helfen.“
Die beiden Frauen besprachen die notwendigen Schritte. Die Ärztin versorgte Demeter mit einigen wichtigen Medikamenten und führte sie dann an den Nachtwachen vorbei zu einem Gleiter. Mit dieser Maschine flogen sie zu einem Apartment, das etwa zehn Flugminuten vom Krankenhaus entfernt war. Hier erhielt Demeter alles, was sie für ihre weitere Flucht benötigte. Schließlich übergab die Ärztin ihr sogar eine Kreditkarte.
„Sie können sie ruhig benutzen“, sagte sie. „Geld bedeutet mir nicht viel, nicht soviel wie die menschliche Bindung, die durch Sie zerstört werden könnte.“

Demeter zog sie in ihre Arme und küßte sie auf die Wange.
„Ich danke Ihnen“, sagte sie. „So viel Hilfe hatte ich nicht erwartet.“
Sie verließ die Wohnung und stieg in einen Taxigleiter, der auf dem Dach des Apartmenthauses parkte. Minuten später summte der Rufer des Videogeräts in der Wohnung der Ärztin. Sie schaltete ein. Auf dem Bildschirm erschien das Gesicht von George Moren.

„Wo ist Dunja Varency?“ fragte er erregt.
„Woher soll ich das wissen?“ entgegnete sie. „Ist sie denn nicht mehr auf ihrem Zimmer?“
Eine weiße Hand legte sich auf die Schulter des Arztes und drängte ihn zur Seite. George Morens Gesicht verschwand vom Bildschirm. Dafür erschien ein anderes. Es war blaß. Nachtblaue Augen blickten Janet Brix zwingend an. Das türkisfarbene Haar fiel ihr auf, weil sie noch niemals zuvor einen solchen Farbton gesehen hatte.

Janet Brix spürte, wie sich alles in ihr gegen diesen Mann auflehnte. Instinktiv erfaßte sie, daß sie sich in Gefahr befand. Sie schaltete ab, bevor der Fremde etwas sagen konnte. Dann eilte sie fluchtartig aus der Wohnung und raste mit ihrem Privatgleiter in die Nacht hinaus.

Sie war entschlossen, New York für einige Tage den Rücken zu kehren, um dem Albino nicht begegnen zu müssen.

*

In Terrania-City wußte man noch immer nichts von Demeter. Payne Hamiller war der einzige, der die Regierungsmitglieder hätte unterrichten können, aber er befand sich mittlerweile auf der BASIS, und er schwieg sich aus.

Julian Tifflor rief eine Konferenz zusammen, an der alle Regierungsmitglieder, einige Militärs und mehrere Wissenschaftler teilnahmen.

Keiner der Teilnehmer war überrascht, daß der Erste Terraner sie zu einer Besprechung einlud. Die Konferenzen jagten sich in diesen Tagen. Erstaunt waren sie nur darüber, daß er nichts über das Thema der Besprechung verlautbaren ließ.

So machte sich Unwille breit, als Julian Tifflor die Konferenz mit den Worten eröffnete: „Wir benötigen für die Vorbereitungen der Expedition der BASIS noch etwa fünf Wochen. Nach dem heutigen Stand der Dinge haben wir einen Planungsvorsprung von drei Tagen. Daher können wir den Starttermin auf den 1. Mai dieses Jahres festsetzen.“

Jerome Wellims, der Erste Staatssekretär aus dem Innenministerium und wichtigster Mitarbeiter von Michael Rhodan, erhob sich. „Ich sehe mich gezwungen, Einspruch zu erheben“, erklärte er. Wellims war ein untergesetzter Mann mit auffallend vorspringender Nase und fliehendem Kinn. Tifflor kannte ihn als überragenden Organisator. Michael Rhodan, der oberste Terranische Rat, ließ ihm weitgehend freie Hand bei seiner Arbeit. „Die Probleme der Wiederbesiedlung der Erde ufern aus. Wir können es uns nicht leisten, eine Expedition mit ungewissem Ziel und ohne gravierenden Inhalt mit den fähigsten Köpfen auszurüsten. Wir benötigen diese Männer und Frauen dringend, damit wir die großen teils chaotischen Zustände auf der Erde möglichst bald überwinden.“

Julian Tifflor ließ ihn ausreden. Gelassen hörte er auch die weiteren Ausführungen des Staatssekretärs an, mit denen er die Schwierigkeiten schilderte, die sich immer wieder ergaben. Schließlich forderte Wellims äußerste Disziplin bei der Zusammenarbeit der verschiedenen Ministerien und volle Konzentration auf das Geschehen auf der Erde.

Wellims erhielt demonstrativen Beifall von allen Seiten.

„Ich bin mir darüber klar, daß wir es mit gewaltigen Problemen auf der Erde zu tun haben“, erwiderte Tifflor, nachdem es ruhig geworden war. „Diese Probleme müssen bewältigt werden. Doch darüber dürfen wir andere Dinge nicht aus den Augen verlieren. Kershyl Vanne hat von ES einen Auftrag für die Menschheit entgegengenommen. Die neue terranische Menschheit sollte unverzüglich eine Expedition zusammenstellen und nach einem Objekt namens PAN-THAU-RA suchen. Vanne hat auch die Koordinaten

dieses Objekts erhalten. Danach soll die Expedition in der Randzone einer fremden Galaxis suchen, die von der Milchstraße 208 Millionen Lichtjahre weit entfernt ist."

„Das ist alles bekannt“, unterbrach ihn Wellims erregt.

„Diese Galaxis trägt den Namen TSCHUSCHIK“, fuhr Tiffloor unbeeindruckt fort. „Wir vermuten, daß sie zur Mächtigkeitsballung von BARDIOC gehört, und das ist ja auch ein Grund dafür, daß viele mit dieser Expedition der BASIS nicht einverstanden sind.“

Beifall zeigte Tiffloor an, daß sich an dieser Ablehnung nichts geändert hatte.

„Mittlerweile haben wir jedoch Erkenntnisse gewonnen, die diese Expedition in einem anderen Licht erscheinen lassen“, sagte Tiffloor. „Es haben sich erregende Querverbindungen ergeben, mit denen keiner von uns rechnen konnte.“

Jetzt herrschte atemlose Stille.

„Der Archäologe Czerk Matzlew hat auf Kreta eine präminoische Kulturstätte entdeckt und Schriftplatten gefunden. Er hat Übersetzungen vornehmen lassen. In diesen ist ebenfalls von einem Objekt die Rede, das PAN-THAU-RA genannt wird. Dieser Name weckt Assoziationen zu Pandora. Denken Sie an die Büchse der Pandora. PAN-THAU-RA oder Pandora muß für ES von ungeheurer Bedeutung sein. Wir vermuten, auch für die Menschen der Erde. Ich erinnere daran, daß die alten Griechen nicht viel Gutes über Pandora zu sagen hatten – ausgenommen, daß sie schön war,

Pandora brachte, aus welchen Gründen auch immer, eine Reihe von Plagen, Seuchen und anderen Katastrophen über die Menschheit. So müssen wir uns ernsthaft fragen, was tatsächlich hinter den Berichten der alten Griechen steckt.

Gilt auch für PAN-THAU-RA, was sie über Pandora gesagt haben? Und erinnern wir uns daran, daß alle Aufträge und Hinweise, die wir in unserer Geschichte von ES bekommen haben, vage, aber doch immer äußerst wichtig und drängend waren.“

„Gibt es Beweise dafür, daß es einen Zusammenhang zwischen Pandora und PAN-THAU-RA gibt?“ rief der Terranische Rat für den innerplanetarischen Verkehr, Thore Lindgren. Der blonde Politiker war von Anfang an gegen die Expedition gewesen, und er hatte gewußt, seine Überzeugung zu verkaufen. In zahlreichen Interviews hatte er seine Einstellung erläutert und damit seine Machtstellung untermauert. Lindgren war mit einer überwältigenden Mehrheit in die Regierung gewählt worden.

„Allerdings“, antwortete Tiffloor. „Wir haben eindeutige Beweise dafür, daß die auf Kreta entdeckte Kultstätte von einer außerirdischen Macht errichtet worden ist. Die Frage ist jetzt, ob diese Macht aus der Galaxis Tschuschik gekommen ist. Bedeuten die Hinweise auf Pandora, daß es sie wirklich gegeben hat? Diese Fragen müssen wir klären!“

Julian Tiffloor, der die Expedition der BASIS bisher auch nur halbherzig vorbereitet hatte, war jetzt fest entschlossen, sie durchzuführen. Er spürte aber auch, daß der Widerwille der anderen deutlich nachließ. Jetzt zeigte sich überall starkes Interesse an der Expedition.

Die Konferenzteilnehmer bestürmten Tiffloor mit Fragen, die er nicht alle beantworten konnte. Immerhin erlosch der Widerstand gegen die Expedition schließlich vollends.

„Gibt es Hinweise darauf, daß wir mit einem Angriff BARDIOCs rechnen müssen?“ rief Wellims und übertönte alle anderen.

Julian Tiffloor schüttelte den Kopf.

„Nein“, erklärte er.

*

Demeter war zum erstenmal seit Tagen völlig entspannt, als sie im Gleiter nach Norden flog. Sie hatte einen Ausweg gefunden und die schwierigsten Probleme bewältigt. Jetzt hatte sie eine echte Chance, unterzutauchen. So meinte sie.

Zunächst achtete sie nicht darauf, wohin sie flog. Erst nach etwas mehr als einer Stunde Flugzeit sah sie sich um. Obwohl es dunkel war, erkannte sie einen breiten Fluß unter sich. Sie schaltete das Video-Informationssystem ein, um sich zu informieren, und erfuhr, daß sie den St. Lawrence-Strom überquerte.

Sie ließ das Informationssystem laufen, weil sie hoffte, daraus Hinweise für ein mögliches Versteck zu gewinnen. Sie wollte einige Tage allein sein, um zu sich selbst zu finden. Sie wollte in Ruhe und ohne Druck von außen nachdenken.

Ihr war mittlerweile klar geworden, daß das Leben auf diesem Planeten nicht einfach war. Wo auch immer sie bisher gewesen war, überall hatte sie Schwierigkeiten gehabt, die sich teils aus ihrer Unkenntnis ergeben hatten, teils aber auch aus der Absicht anderer, sie zu irgendwelchen Zwecken für sich zu nutzen.

Die Menschen kehrten aus der Galaxis auf die Erde zurück. Hatte sie sich selbst auch auf diesen Planeten transportiert? War sie in dem Schrein von irgendwoher auf diese Welt gekommen? Es mußte so gewesen sein. Welchen Sinn hätte sonst der Schrein gehabt?

Diese Erklärung erschien ihr überzeugend. Sprach nicht auch die Tatsache dafür, daß sie die Sprache nicht beherrschte, die auf der Erde gesprochen wurde? Sie kannte sich im Gesellschaftssystem nicht aus, wußte so gut wie nichts von der Politik und den Mächten dieser Welt. Waren das nicht alles Beweise dafür, daß sie von einem Planeten gekommen war, der so gut wie nichts mit der Erde zu tun hatte?

Demeter hatte zunächst geglaubt, daß sie sich langsam an die Antwort auf ihre Fragen heranarbeiten werde, und daß sie danach innerlich ruhiger werden werde. Doch das Gegenteil war der Fall. Ihre Verwirrung steigerte sich, je mehr sie versuchte, ihre Vergangenheit aufzuhellen.

Sie verringerte die Geschwindigkeit des Gleiters, bis dieser sich fast nur noch im Schrittempo bewegte.

Die Nacht verstrich.

Als der Morgen graute, sah Demeter eine kleine Stadt unter sich. Sie bestand aus vielen kleinen Häusern, die weit verstreut voneinander lagen. Breite Grünstreifen lockerten die Stadt auf.

Weder Menschen noch technisches Gerät war zu sehen.

Demeter entschloß sich spontan, in der Stadt zu landen und sich in ihr zu verstecken. Sie suchte sich einen Bungalow aus, der am Rand der Siedlung an einem kleinen Gewässer lag. Er war von einem verwilderten

Garten umgeben.

Sie senkte den Gleiter ab, bis er nur noch etwa einen halben Meter über dem Boden schwebte. Auf diese Weise verhinderte sie, daß eine Abdruckspur hinterblieb. Sie stieg aus und griff durch die offene Tür zum Startknopf. Der Gleiter stieg auf. Die Tür schloß sich. Die Maschine entfernte sich in südlicher Richtung.

Demeter blickte ihr nach, bis sie hinter den Bäumen und Häusern verschwunden war. Dann ging sie zur Tür des Bungalows und versuchte, sie zu öffnen. Es ging nicht.

Sie umrundete das Haus und stellte fest, daß auch alle Fenster sorgfältig verriegelt waren. Da sie nichts zerstören wollte, wandte sie sich dem nächsten Haus zu, das kaum hundert Meter entfernt war. Auch hier war alles verschlossen.

Da sie Zeit genug hatte untersuchte sie Haus für Haus. Überall mit dem gleichen Ergebnis. Wohin sie sich auch wandte, sie stieß nur auf verschlossene Türen.

Als sie nahezu die Hälfte aller Häuser auf diese Weise überprüft hatte, sah sie ein, daß ihr keine andere Wahl blieb, als es gewaltsam zu versuchen. Es war ein Fehler gewesen, den Gleiter wegzuschicken, denn nun konnte sie diese Stadt nicht mehr verlassen.

Mitten in der Stadt fand sie einige größere Gebäude. Zwei von ihnen hatten lange Fensterfronten. Demeter sah zahlreiche Regale im Innern der Häuser und schloß daraus, daß sie für die Lagerung von Waren eingerichtet worden waren.

Sie wandte sich wieder der Peripherie zu, da sie sich sagte, daß die Gefahr einer Entdeckung dort am geringsten war.

Als sie etwa fünfzehn Minuten gegangen war, vernahm sie ein eigenartiges Heulen. Sie blieb stehen und blickte sich um. Zwischen zwei Häusern standen drei vierbeinige Tiere. Sie hatten ein graues Fell mit gelblichen und schwarzen Flecken darin. Ihre Zähne sahen gefährlich aus.

Demeter fuhr herum, rannte auf das nächste Haus zu und schlug ein Fenster mit dem Ellenbogen ein, als sie sah, daß die Tiere sie angriffen. In panischer Angst stürzte sie sich durch das Fenster in das Innere des Bungalows. Sie fiel auf den Boden, sah einen Stuhl, sprang auf, packte ihn und hielt ihn vor das Fenster.

Keine Sekunde zu früh. Die verwilderten Hunde versuchten, durch das Fenster einzudringen. Demeter wehrte sie mit dem Stuhl ab. Knurrend und bellend sprangen die Tiere immer wieder gegen das Fenster an, bis sie schließlich erkannten, daß sie die Abwehr nicht durchbrechen konnten. Sie legten sich vor dem Fenster ins Gras und beobachteten Demeter.

Die Außerirdische verkeilte den Stuhl im Fenster, so daß die Tiere ihn nicht herausstoßen konnten. Sie sicherte ihn zusätzlich durch einen zweiten Stuhl ab, den sie dagegen stemmte. Dann sah sie sich im Haus um. Sie fand schließlich in einem anderen Zimmer einen Schrank, dessen Türen sich herausheben ließen. Sie nahm eine dieser Platten, trug sie, zum zerschlagenen Fenster und stellte sie vor die Öffnung.

Als sie einen Ärmel ihrer Bluse zerreißen wollte, um die Platte festzubinden, tauchte plötzlich ein Roboter zwischen den Häusern auf. Er marschierte auf sie zu, entfernte mit wenigen Griffen die Scherben und setzte eine neue Scheibe ein.

Sie beobachtete ihn staunend. Sie erwartete, daß er etwas sagen würde, doch er schien sie nicht wahrzunehmen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, drehte er sich um und ging davon. Sie hörte, wie seine stählernen Füße gegen ein paar Steine stießen.

Die verwilderten Hunde, die dem Roboter ausgewichen waren, verloren das Interesse an ihr und zogen sich nun endgültig zurück.

Demeter ließ sich in einen Sessel sinken. Sie brauchte fast eine Stunde, um sich zu erholen. Sie wußte jetzt, daß sie nicht völlig allein war in der Stadt. Irgendwo gab es Roboter, die alles sorgfältig und genau überwachten. Es gab aber auch Tiere, so daß sie sich draußen nicht ungefährdet bewegen konnte.

Demeter bereute, daß sie nicht in New York geblieben war. Jetzt glaubte sie, daß sie sich in dieser riesigen Stadt viel besser hätte verstecken können als hier.

Sie stand schließlich auf und untersuchte das Haus.

Es war voll eingerichtet. Alles sah so aus, als könnten seine Bewohner jeden Moment zur Tür hereinkommen. In den Schränken lagen Kleidungsstücke aller Art. Das Videogerät war angeschlossen. In Kühlschränken lagerten Nahrungsmittel in so reichlichen Mengen, daß Demeter einige Wochen davon hätte leben können. Die Klimaanlage lief. Es war warm und angenehm im Haus.

Demeter hatte Hunger, aber sie hatte auch Angst, irgend etwas zu sich zu nehmen. Der Schock der Vergiftung wirkte noch nach.

Wer würde ihr hier helfen, wenn sie zusammenbrach?

Sie trank ein wenig Wasser, doch das half ihr nicht lange über den Hunger hinweg.

Der Tag verstrich, und das Hungergefühl wurde immer stärker. Demeter spielte mit dem Gedanken, mit Hilfe des Videogeräts einen Taxigleiter zu rufen, um damit in eine große Stadt zu fliegen. Doch dann sagte sie sich, daß damit auch noch nichts erreicht war. In einer größeren Stadt konnte man ihr zwar helfen, wenn sie erneut etwas Falsches aß, ihre Probleme waren damit jedoch nicht gelöst.

Sie holte die Kreditkarte von Janet Brix hervor. Darauf war ihre Videonummer verzeichnet. Demeter zögerte lange, weil sie befürchtete, daß sie ihren Aufenthaltsort durch ein Videogespräch verraten würde, dann wurde der Hunger jedoch übermächtig. Sie wußte, daß sie früher oder später etwas essen mußte.

Sie entschloß sich, Janet Brix anzurufen.

Die Ärztin meldete sich nicht. Das Gesicht von George Moren erschien auf dem Bildschirm.

„Wo sind Sie, Dunja?“ fragte er.

„Das ist nicht wichtig“, erwiderte die Außerirdische. „Ich habe Hunger. Ich muß etwas essen. Bitte, sagen Sie mir, was ich essen darf, und was nicht.“

Sie hatte nicht damit gerechnet, den Arzt zu sehen, ließ sich ihre Überraschung jedoch nicht anmerken. Sie spürte, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Dunja“, sagte der Arzt eindringlich. „Bitte, es ist äußerst wichtig für Sie.“

„Ich werde mich melden“, versprach sie, „aber erst, wenn ich gegessen habe und mich danach noch wohlfühle.“

„Also gut“, entgegnete er freundlich. „Hören Sie zu . . .“

Er beschrieb ihr genau, was sie zu sich nehmen durfte, und bei welchen Speisen Gefahr für sie bestand.

Plötzlich aber veränderte sich sein Gesicht. Langsam drehte Moren den Kopf zur Seite. Er schloß die Augen und erhob sich. Ein anderer Mann erschien im Bild.

Demeter hielt den Atem an, als sie das bleiche Gesicht mit den nachtblauen Augen sah. Das türkisfarbene Haar hing Margor wirr in die Stirn.

Demeter schaltete ab, bevor er etwas sagen konnte.

Sie zitterte am ganzen Körper. Unwillkürlich sprang sie auf und wich vor dem Videogerät zurück. Nach wie vor hielt sie Boyt Margor für ihren Retter, doch jetzt hatte sie etwas in seinem Gesicht bemerkt, was sie erschreckte.

Sie kam nicht auf den Gedanken, daß er das Gespräch zurückverfolgen und dadurch ihr Versteck ausmachen konnte. Sie fühlte sich nach wie vor sicher.

Um sich abzulenken, und weil der Hunger sich wieder bemerkbar machte, ging sie zum Kühlschrank und suchte sich einige Speisen heraus, die sie gefahrlos zu sich nehmen konnte. Nachdem sie sich gesättigt hatte, dachte sie über sich und ihre Situation nach. Allmählich kamen ihr Bedenken. Wenn Margor den Leitenden Arzt gefunden hatte, warum sollte er sie dann nicht auch finden?

Nur der Gleiter, mit dem sie von Athen gekommen war, konnte ihn auf die Spur gebracht haben. Der Gleiter, mit dem sie aus New York geflohen war, würde sie ebenfalls verraten.

Demeter stürzte sich förmlich auf das Videogerät und tippte den Gleiterruf in die Tastatur. Etwa zehn Minuten verstrichen, dann ging vor dem Bungalow eine Maschine nieder. Demeter öffnete ein Fenster und kletterte hindurch, weil das Türschloß ihren Bemühungen widerstand. Sie setzte sich in den Gleiter und raste nach Westen davon.

Demeter wußte nicht, wohin sie wollte. Sie nahm sich vor, sich spontan zu entscheiden, wenn sie etwas entdeckte, was ihr günstig erschien.

Als sie etwa eine Stunde lang unterwegs war, sah sie einen Kugelraumer, der in einem langgestreckten Tal gelandet war.

Maßlose Erregung überfiel sie.

Dies war das erste Raumschiff, dem sie begegnete. Für einen Moment schien es, als werden die Erinnerungen durchbrechen, als werde Demeter erkennen, wer sie wirklich war, und warum die sich in den Schrein gelegt hatte. Doch dann war alles wieder vorbei. Die Außerirdische beobachtete, daß ein Strom von Menschen sich aus dem Raumschiff in eine kleine Stadt ergoß, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit jener hatte, aus der sie gerade geflohen war.

Hier kannst du dich verstecken! dachte sie.

Sie drückte den Gleiter herunter, bis er nur noch wenige Meter über dem Boden flog. Jetzt konnten sie die Menschen aus dem Raumschiff nicht mehr sehen, da sie sich in der Deckung von bewaldeten Hügeln und einigen Häusern befand. Das Raumschiff allerdings überragte alles. Es war höher und mächtiger als die Gebäude in New York, die sie so erstaunt hatten.

Demeter landete neben einem kleinen Haus, das unter hohen Bäumen stand. Sie tippte einen Wartekode in die Tastatur des Programmcomputers. So war sie sicher, daß der Gleiter wenigstens drei Tage lang neben dem Bungalow parken würde. Boyt Margor konnte ihn also nicht abrufen und kontrollieren.

Demeter war überzeugt davon, ihn nun endlich abgeschüttelt zu haben.

Sie verließ den Gleiter und ging zu dem Haus hinüber. Die Tür war offen. Sie trat ein.

8.

„Seien wir ehrlich“, sagte Dun Vapido. „Unsere Aussichten, Demeter noch vor Margor zu erwischen, sind denkbar schlecht.“

Sie flogen mit einem Gleiter über die Wolkenkratzer von New York hinweg. Keiner von ihnen hatte große Hoffnungen, daß sie die Spur Demeters hier bald wieder aufnehmen konnten. Die Stadt war zu groß und ihre bisherige Methode, Informationen aus den öffentlichen Fernsehsendungen zu gewinnen, versagte. Die Zahl der Sender entsprach der Größe der Stadt, zwei von ihnen konnten sie nur gleichzeitig abhören. Das Relais konzentrierte sich auf den einen, während Bran Howatzer und Dun Vapido das Videogerät eingeschaltet hatten und die Sendungen eines anderen verfolgten. Dennoch ergab sich auch daraus eine gewisse Chance, da es nur auf die Nachrichtensendungen ankam.

Doch dieses Mal hatten sie kein Glück.

In keiner Sendung war die Rede von einem Zwischenfall, der auf Demeter hinwies. „Wir haben keine andere Wahl“, sagte Bran Howatzer schließlich. „Wir müssen einen der Sender aufsuchen und mit der Lokalredaktion sprechen. Vielleicht hat Demeter doch irgendeinen Fehler gemacht und ist dadurch aufgefallen.“

„Gute Idee“, lobte Vapido. „Wir wollen keine Zeit verlieren. Los. Suche uns einen Sender heraus.“

Howatzer hatte bereits vorgearbeitet. Er tippte die Daten eines Senders ein. Der Gleiter änderte seinen Kurs und landete nur wenig später auf dem Parkdach eines Hochhauses.

Eawy ter Gedan blieb in der Kabine sitzen und genoß den Anblick der gigantischen Gebäude. Sie hatte so etwas noch nicht gesehen, und sie hatte auch nicht gewußt, daß es eine solche Stadt auf der Erde gab. Bisher hatte sie Terrania-City für die größte Stadt der Erde gehalten.

„Komm, Kleines“, sagte Bran Howatzer und griff nach ihrem Arm. „Staunen kannst du später. Ich habe gehört, daß es ein gutes Dutzend solcher Städte auf der Erde gibt. Du kannst sie dir später der Reihe nach ansehen, wenn du nichts Besseres zu tun hast.“

Zögernd stieg das Relais aus. Sol-Town auf Gää war eine riesige Stadt gewesen, aber sie war ganz anders als diese gewesen. Dort hatte sie stets den Eindruck einer nüchternen Planung im Aufbau der Stadt gehabt. Auch hier war eine gewisse Planung zu erkennen, und doch war das Bild der Stadt völlig anders. Alles sah so gedrängt aus, als strebten die Gebäude danach, sich zu einem einzigen Komplex zusammenzuschließen.

Howatzer führte sie mit sanfter Gewalt über das Parkdach in das Haus, weil sie sich von dem Anblick nicht lösen konnte. Als sie einen elegant eingerichteten Empfangsraum betraten, streifte sie seine Hand ab.

„Du kannst mich wieder loslassen“, sagte sie. „Ich bin in Ordnung.“

Dun Vapido verhandelte inzwischen bereits mit einem jungen Mädchen und erreichte, daß sie in die

Lokalredaktion geführt wurden. Ein Journalist wollte ihnen ein Informationsband übergeben, auf dem alle Nachrichten gespeichert waren, die in den letzten Stunden eingelaufen waren. Sie hätten dreißig Stunden benötigt, es abzuhören.

„Erzählen Sie uns doch ganz einfach, was Ihnen aufgefallen ist“, bat Dun Vapido. „Wir werden schon merken, worauf es ankommt.“

*

Demeter ließ das Glas sinken, aus dem sie getrunken hatte, als sich Schritte dem Haus näherten. Die Tür öffnete sich, und ein vierschrötiger Mann blickte sie verblüfft an.

„He“, sagte er. „Ich habe zwar nichts gegen weibliche Gesellschaft, aber das hier ist mein Haus. Es ist mir zugeteilt worden.“

Demeter ging ihm lächelnd entgegen.

„Wirklich?“ fragte sie und tat, als sei sie maßlos überrascht. „Wie ist so etwas möglich?“

Er trat ein und ließ eine große Tasche auf den Boden fallen. Exotische Holzfiguren rollten polternd auf den Boden.

„Ich weiß genau, daß dies meine Bude ist“, erklärte er, während er zum Kühlschrank ging und sich eine Dose daraus hervorholte. Er riß sie auf und trank. „Wenn du bleiben willst, müssen wir uns einigen.“

Er musterte sie. Mit dem Handrücken strich er sich über die Lippen.

„Wer hat gesagt, daß dies deine Bude ist?“ fragte er.

Darauf wußte sie keine Antwort.

„Ich war zuerst hier“, erwiderte sie zögernd. Er lachte schallend auf.

„Dachte ich es mir doch, Mädchen. Du hast keine Ahnung. Und den Korpson-Akzent sprichst du auch nicht.“

„Korpson-Akzent? Was ist das?“

„Wir alle kommen vom Planeten Korpson, Mädchen“, erklärte er. „Wir wollen auf der Erde leben. Deshalb sind wir hier. Die Stadt Kearny ist für uns reserviert. Klar? Wenn du hier bleiben willst, brauchst du eine Genehmigung. Geh zu Mac. Er soll entscheiden. Weiß der Teufel, was du ausgefressen hast. Ich will keinen Ärger. Davon gab es auf Korpson genug. Mir reicht es.“

Er trank noch einen Schluck Bier. In seinen Augen blitzte es auf.

„Andererseits weiß niemand außer mir, daß du hier bist. Wir könnten uns einigen. Wenn ich dich verstecke, könntest du . . .“

„Danke“, sagte sie abweisend und verließ das Haus. Er folgte ihr bis an die Tür, blickte ihr nachdenklich nach, schloß die Tür und ließ sie in Ruhe.

Demeter konnte das Raumschiff sehen. Das Licht der untergehenden Sonne spiegelte sich auf seiner metallenen Oberfläche. Sie ging darauf zu.

Zahlreiche Siedler kamen ihr entgegen. Die meisten waren zu Fuß und schleppten allerlei Habseligkeiten mit sich. Die wenigsten achteten auf Demeter. Die Rückkehrer hatten mit sich selbst zu tun.

Demeter blieb immer wieder stehen, um an dem Raumschiff hochzusehen. Wiederum schien es so, als werde das Dunkel zerreißen, das über ihrer Vergangenheit lag. Ihr war, als wäre dies nicht das erste Raumschiff, das sie sah. Sie empfand auch keine Scheu vor diesem riesigen Gebilde, und es erschien ihr ganz selbstverständlich, daß es fliegen konnte.

Überall auf der Kugel hatten sich Schleusen geöffnet. Männer, Frauen und Roboter schwebten mit Transportmaschinen der unterschiedlichsten Art heraus und brachten Güter in die Stadt.

Demeter durchschritt ein Wäldchen und kam an den mächtigen Landestützen vorbei zu einem Platz, auf dem ein Mann auf einer großen Transportplatte an einem kastenförmigen Gebilde saß, das mit zahlreichen Bildschirmen versehen war. Die Rückkehrer standen in langer Schlange davor. Jeder von ihnen erhielt einen Zettel. Wer ihn entgegengenommen hatte, machte sich auf in die Stadt.

Demeter betrat die Plattform. Einige der Männer, Frauen und Kinder davor murrten ärgerlich und forderten, daß sie sich hinten anstellen solle. Sie ging jedoch zu dem Mann, der am Computer saß.

Er unterbrach seine Arbeit und blickte sie erstaunt an.

„Was kann ich für Sie tun?“ fragte er. „Sie kommen nicht von Korpson. Ich habe Sie noch nie gesehen.“

„Ich weiß nicht, woher ich komme“, sagte sie mit dunkler, fremdartig klingender Stimme. „Ich bin hier auf der Erde wach geworden, und ich weiß nicht, wieso. Ich brauche einigt Tage völlige Ruhe, um darüber nachzudenken. Werden Sie mir erlauben, in dieser Stadt zu bleiben?“

Er erhob sich. Er überragte sie weit. Sichtlich verwirrt blickte er auf sie herab. Er empfand ihre Schönheit als beklemmend, und seine Stimme klang gepreßt, als er antwortete: „Es ist mir eine Ehre. Wie heißen Sie?“

„Ich bin Dunja Varency“, erwiderte sie.

„Sie können bleiben.“ Er nahm einen beschrifteten Bogen aus dem Auswurfkorb des Computers und reichte ihn Demeter. „Ich melde mich später bei Ihnen.“

„Danke“, sagte sie und schenkte ihm ein freundliches Lächeln. Es machte ihn sichtlich nervös.

Demeter drehte sich um und ging davon. Sie war unendlich erleichtert. Sie glaubte, einen Platz gefunden zu haben, an dem sie ungestört einige Tage verweilen konnte.

*

„Das ist er“, sagte Bran Howatzer erregt und zeigte auf einen großen, dunkelhaarigen Mann, der über den Notlandeplatz der Unfallklinik von Manhattan eilte. „Das ist George Moren.“

„Laß ihn doch“, entgegnete Dun Vapido. „Wir wissen alles, was Boyt Margor durch ihn erfahren hat. Margor ist bereits auf dem Weg nach Norden. Wenn wir uns nicht beeilen, entwischt er uns wieder.“

„Dun hat recht“, sagte das Relais. „Wir wollen ihn in Ruhe lassen.“

Alles war viel einfacher gewesen, als sie angenommen hatten. Demeters Sprung ins Wasser und ihre Proteinvergiftung hatten zwar nicht für Schlagzeilen gesorgt, waren aber immerhin doch in Randnotizen vermerkt worden. Von der Lokalredaktion des TV-Senders hatte der Weg zu George Moren geführt, der bereits von Margor ins Verhör genommen worden war. Der Arzt hatte herausgefunden, wo Demeter war.

Der Pastensor Howatzer zog die Maschine in die Höhe und beschleunigte. Der Albino hatte einen Vorsprung von mehr als einer halben Stunde.

„Was tun wir, wenn wir ihn erwischen?“ fragte Eawy ter Gedan einige Minuten später.

„Warten wir doch erst mal ab“, schlug Vapido vor.

„Nein“, erregte sich das Mädchen. „Wir sind so dicht dran, daß es klappen könnte. Ich will wissen, was ihr tut.“

„Wir?“ fragte Howatzer.

„Es dürfte ja wohl Mönnersache sein, Margor für alle Zeiten in den Hades zu schicken“, erwiderte sie.

„Oder erwartet ihr, daß ich das übernehme?“

„Ihr Frauen wollt doch immer gleichberechtigt sein“, sagte Vapido. „Warum wollt ihr es denn ausgerechnet dann nicht sein, wenn es etwas Unangenehmes zu erledigen gibt?“

„Man soll einen Braten nie verteilen, bevor man ihn hat“, bemerkte Bran Howatzer.

„Wir werden alle drei gegen ihn kämpfen“, sagte Eawy entschlossen

*

Demeter blieb vorläufig in dem Haus, das Mac ihr zugewiesen hatte. Sie war froh, daß sie eine Unterkunft hatte und nicht belästigt wurde. Doch der Gedanke an Boyt Margor ließ sie nicht los. Immer wieder fragte sie sich, ob es ihm auch dieses Mal gelingen werde, ihre Spur aufzunehmen und sie zu finden.

Der Tag verging. Der Mann, der sich Mac nannte, besuchte sie kurz, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Sie sagte ihm, daß sie wunschlos glücklich sei.

Sie hatte den ganzen Tag vor dem Videogerät verbracht. Als es dunkel war, verspürte sie den Wunsch, sich in frischer Luft zu bewegen. Sie zog sich eine dicke Jacke über, weil es empfindlich kalt geworden war, und verließ das Haus. An zahlreichen Bäumen und unter Büschen brannten Scheinwerfer. Sie spendeten soviel Licht, daß Demeter sich müheelos orientieren konnte.

Sie strebte dem Stadtrand zu. Hin und wieder begegnete sie einigen Rückkehrern von Korpson, aber niemand kümmerte sich um sie. Nach einigen Minuten erreichte sie die letzten Häuser der Stadt. Ein schmaler Fluß trennte sie von der Wildnis.

Am Ufer des Flusses blieb Demeter stehen. Der Mond ging auf. Sie beobachtete einige Wölfe, die auf der anderen Seite des Flusses umherstreiften. Sie fürchtete sich nicht.

Sie wurde auch nicht unruhig, als sich ihr Schritte näherten. Gedankenverloren drehte sie sich um.

Zwei Männer und eine junge Frau traten auf sie zu. Im Mondlicht konnte sie sie deutlich sehen.

Der eine Mann war etwa so groß wie sie, nur sehr viel breiter. Er schien ungemein kräftig zu sein. Der andere Mann war ein Riese. Er überragte sie weit. Sein Gesicht war schmal. Es war von tiefer Sorge gezeichnet. Die Augen lagen unter den buschigen Augenbrauen verborgen. Das Mädchen war ebenfalls größer als sie. Es hatte schräggestellte Augen und sah fremdartig aus.

„Demeter“, sagte es. „Endlich haben wir dich gefunden.“

„Was wollt ihr von mir?“ fragte die Außerirdische, die keine Lust verspürte, sich mit ihnen zu unterhalten.

„Ich bin Eawy ter Gedan“, sagte das Mädchen. „Der Lange da ist Dun Vapido. Und das ist Bran Howatzer. Wir möchten dir helfen. Deshalb sind wir dir um die halbe Welt gefolgt.“

„Ich brauche keine Hilfe“, erwiderte sie abweisend. „Laß mich in Ruhe.“

„Boyt Margor ist in der Nähe“, erklärte Bran Howatzer. „Er ist jetzt vermutlich bei deinem Haus und lauert dir dort auf.“

„Er ist mein Retter. Er ist mein Freund.“

„Warum bist du dann von ihm weggelaufen?“ fragte Dun Vapido. „Man läuft einem Freund nicht weg und läßt sich auf ungewisse Abenteuer ein.“

„Ich brauche Ruhe“, erklärte Demeter. „Ich will allein sein, um nachzudenken. Das ist der Grund.“

„Margor ist ein Verbrecher“, eröffnete ihr Bran Howatzer. „Du darfst ihm nicht vertrauen. Er ist gefährlich und rücksichtslos. Er hat schon viele Menschen getötet, weil sie sich seinem Willen nicht gebeugt haben. Er wird auch dich töten, wenn er merkt, daß er dich nicht zu seinem Werkzeug machen kann.“

„Er hat mich nicht gerettet, um mich zu töten“, wehrte sie ab. „Ich will davon nichts hören. Laßt mich endlich in Ruhe.“

„Wir sind in Sorge um dich“, sagte das Relais. „Du darfst dich Margor nicht überlassen. Weißt du, daß er den Schrein gewaltsam geöffnet hat?“

Demeter schüttelte den Kopf. Ihr silbernes Haar leuchtete im Licht des Mondes, als verfüge es über eine eigene Lichtquelle.

„Er hat mich gerettet“, entgegnete sie erneut. „Ich bin ihm verpflichtet.“

„Du kannst nicht länger weglaufen“, sagte Dun Vapido eindringlich. „Du mußt dich an die Regierung wenden. Man wird dir helfen. Man wird dir alles geben, was du brauchst. Du kannst der Regierung vertrauen. Vielleicht wird sie dir sogar ermöglichen, zu den Sternen zurückzukehren.“

„Zurück?“ fragte sie atemlos. „Zu den Sternen?“

Sie trat dicht an Bran Howatzer heran und blickte ihn forschend an. „Was weißt du davon? Wieso sagst du so etwas?“ fragte sie. Der Mutant begriff. „Du erinnerst dich nicht?“ Sie schüttelte den Kopf und wich vor ihm zurück.

„Geht“, forderte sie. „Laßt mich in Ruhe. Ich brauche euch nicht. Ich will auch die Hilfe der Regierung nicht. Ich will allein sein. Versteht ihr denn nicht?“

„Wir können dich nicht allein lassen“, erwiderte Eawy ter Gedan. „Boyt Margor ist in der Nähe. Er darf dich nicht finden.“

Demeter warf den Kopf stolz in den Nacken zurück. „Wenn ich nicht will, dann findet er mich nicht“, erklärte sie mit dunkler Stimme.

Sie zuckte zusammen. Ihre Augen weiteten sich. Sie wich zurück, als ob sie sich fürchtete.

Die drei Mutanten drehten sich um, weil sie glaubten, daß Demeter Boyt Margor gesehen habe, der sich ihnen von hinten näherte. Doch hinter ihnen war niemand.

Bran Howatzer fuhr wieder herum.

„Verdammt“, sagte er ärgerlich. „Was sind wir nur für Narren.“

„Sie ist verschwunden“, rief Vapido.

„Du merkst aber auch alles“, bemerkte Eawy ter Gedan. Sie stampfte mit einem Fuß auf. „Sie hat uns an der Nase herumgeführt.“

„Ich verstehe nicht, daß sie so schnell fliehen konnte“, sagte Howatzer und suchte einige Büsche in der Nähe ab. „Wir hätten doch etwas hören müssen.“

„Laßt sie in Ruhe“, bat Dun Vapido. „Wir sind nicht hier, um Demeter zu retten, sondern um uns an Margor zu rächen. Habt ihr das vergessen?“

„Natürlich nicht“, erwiderte Howatzer. „Kommt. Er muß noch in dem Haus Demeters sein.“

Sie eilten durch die Grünanlagen der Stadt.

„Wenn wir doch wenigstens ein Messer hätten“, sagte der PSI-Analytiker. „Wir müssen uns eine Waffe besorgen“, flüsterte das Mädchen. „Am besten einen Energiestrahler.“

„Redet nicht“, entgegnete Bran Howatzer. „Wir greifen auch mit bloßen Händen an, weil wir gar keine Zeit haben, uns Waffen zu besorgen. Das wißt ihr genau.“

„Psst! Da ist ein Haus.“ Dun Vapido zog Eawy und Howatzer hinter einen Busch. Sie sahen, daß eine hochgewachsene Männergestalt hinter dem Haus im Schatten stand. Er war in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Eine ungedeckte Strecke lag zwischen ihm und den drei Mutanten im hellen Mondlicht, so daß es unmöglich für sie war, sich dem Haus unbemerkt zu nähern.

„Was machen wir?“ fragte das Relais.

„Wir umrunden das Haus in weitem Bogen und nähern uns ihm von der anderen Seite“, entschied Bran Howatzer. „Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.“

„Hoffentlich kommt Demeter nicht noch einmal zurück“, sagte Eawy, während sie durch die Büsche schlichen. „Wenn sie kommt, läuft sie Margor direkt in die Arme.“

„Das reicht“, rief Howatzer mit gedämpfter Stimme, als sie einen sandigen Weg betraten. „Los jetzt. Wir greifen an.“

Geduckt rannten sie auf das Haus zu. Die letzten zehn Meter mußten sie ungedeckt im hellen Mondlicht zurücklegen.

Als sie etwa fünf Meter weit gekommen waren, öffnete sich die Tür. Ein großer Mann trat heraus. Er hielt einen Paralysator in der Hand.

„Jetzt!“, rief er mit hallender Stimme und löste die Waffe aus.

Zwei andere Männer kamen um die Hausecken. Sie schossen ebenfalls auf die drei Mutanten. Diese brachen mitten im Lauf zusammen, rollten noch ein Stückchen weit über den Rasen und blieben paralysiert liegen.

„Das Mädchen hatte also doch recht“, sagte einer der Männer. „Gut, daß wir uns auf die Lauer gelegt haben, Mac“, bemerkte ein anderer. „Wir haben sie noch rechtzeitig erwischt.“

„Was machen wir mit ihnen?“

„Dunja Varency hat gesagt, daß es harmlose, aber äußerst lästige Presseleute sind. Wir lassen sie hier liegen. Wenn sie wieder in Ordnung sind, werden sie von selbst verschwinden.“

„Und Dunja?“

Der Mann, den sie Mac nannten, lachte leise.

„Die ist längst abgehauen“, sagte er. „Weiß der Teufel, wohin.“

Er beugte sich über Eawy ter Gedan und drückte ihr die Augen zu, damit die Augäpfel während der Paralyse nicht austrockneten. Ebenso verfuhr er mit Howatzer und Vapido.

Eawy ter Gedan hörte, wie die Männer mit Mac lachend und schwatzend verschwanden.

Einige Minuten verstrichen, dann näherten sich ihr leise Schritte. Verzweifelt versuchte sie, die Lider zu heben. Sie konnte nicht. Sie fühlte, wie ihr jemand die Stiefelspitze in die Seite stieß.

„Ich sollte euch umbringen“, sagte Boyt Margor. Er hatte eine schönklingende Stimme mit sonorem Ausdruck. „Ihr seid schuld, daß sie mir wieder entkommen ist.“

Er entfernte sich einige Schritte.

„Dafür werdet ihr noch bezahlen“, erklärte er drohend. „Ihr werdet noch bitter bereuen, was ihr getan habt.“

Es wurde still. So sehr Eawy sich auch konzentrierte, sie horte nichts mehr von Margor. Es schien, als habe er sich in Luft aufgelöst.

Sie fürchtete sich. Sie wußte, warum er sie nicht getötet hatte.

Er hoffte, sie irgendwann zu seinen Sklaven machen zu können.

ENDE